H
188

von Halder
N. 641.

Des Grafen

Moriz Auguſt von Benjowsky

Ungariſchen und Pohlniſchen Magnaten

Schikſale und Reiſen

von ihm ſelbſt beſchrieben.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Aus dem Engliſchen ausgezogen.

Tübingen 1791.
im Verlage der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.

Man hat von der ausführlicheren Lebensbeſchreibung unſeres Helden zwar drey deutſche Ueberſezungen, aber alle werden durch mehr oder wenigere Kupferſtiche ſo vertheuert, daß nicht jedermann ſie kaufen kann. Ein Auszug, welcher Vollſtändigkeit mit nöthiger Kürze vereinigt, welcher dem Geographen, Statiſtiker und Hiſtoriker eine hinlängliche Summe von Wahrheiten übrig läßt, und dem Philoſophen den Menſchen Benjowsky zeichnet, wie er war, ohne etwas mehr als unweſentliche Wortmenge wegzulaſſen, — ein ſolcher Auszug muß dem Publikum willkommen ſeyn, und, wenn nicht alles uns trügt, ſo wird der gegenwärtige dieſes leiſten.

1. Kap.

Nachrichten von den Unruhen in Pohlen in den Jahren 1768, 1769, in ſo fern der Graf Benjowsky Antheil daran hatte, bis zu ſeiner Gefangenſchaft bey den Ruſſen.

Graf Moriz Auguſt von Benjowsky, Magnat der Königreiche Ungarn und Pohlen, wurde im J. 1741. zu Verbowa, dem Erbgut ſeiner Familie in der Geſpannſchaft Neyſtracht in Ungarn gebohren. Sein Vater war Samuel, Graf von Benjowsky, General der Cavallerie in kayſerlichen Dienſten, und ſeine Mutter Roſa, Baroneſſe von Revay, und Erbgräfin von Thurog. Seine frühere Jugend verſtrich, nach der Sitte des höheren Adels in Wien, getheilt unter Uebungen des Geiſtes und des Körpers.

In ſeinem 14ten Jahr kam er als Lieutenant unter das Regiment von Siebenſchein zur kaiſerlichen Armee, die damals gegen den König von Preuſſen im Felde ſtand, und wohnte den Schlachten bey Lowoſiz, Prag, Schweidniz, und Donſtadt bey. Während dieſes Feldzugs ward er von ſeinem Oncle, dem Staroſten von Benjowsky nach Pohlen gerufen, um die Erbſchaft ſeiner Staroſtie in Beſiz zu nehmen. Dieſem Ruf zufolge verließ er den kaiſerlichen Dienſt, und übernahm die abgetrettenen Güter. So feſt nun ſeine Ruhe und ſein Glük gegründet zu ſeyn ſchienen, ſo ſehr wurden beyde erſchüttert durch den plözlichen Tod ſeines Vaters, und durch die Nachricht, daß ſeine Schwäger ſich ſeiner Erbſchaft bemächtiget hätten. Er eilte nach Ungarn, und fand, daß er nur durch Gewalt das Seinige wieder an ſich bringen konnte. In dieſer Ab-

ſicht ließ er ſich von ſeinen Vaſallen in Kruſſowa, einer Lehns-Herrſchaft des Schloſſes Verbowa huldigen, bewafnete ſie, und ſezte ſich durch ihre Hülfe in den Beſiz aller ſeiner Güter. Nun klagten ihn ſeine Schwäger am Wiener-Hofe als einen Rebellen und Friedens-Störer an, bewirkten gegen ihn ein Dekret, wodurch er abermals ſeines Eigenthums beraubt wurde, und das Land ſchleunigſt zu verlaſſen Befehl erhielt. Vergebens gab er ſich Mühe, ſich gegen die falſche Anklage ſeiner Schwäger bey der Kaiſerin Königin zu rechtfertigen; ſie wußten ſeine Vertheidigungs-Schriften zu unterſchlagen, und blieben dadurch im ruhigen Beſiz des ihm entriſſenen Eigenthums.

Aus Verdruß über dieſe widrige Begebenheiten entſchloß er ſich, in fremde Länder zu reiſen. Er übergab daher ſeine Litthauiſchen Güter treuen Händen, gieng nach Danzig, um ſich dem Seeweſen zu wiedmen, und beſuchte von da aus Hamburg, Amſterdam und Plymuth. Eben war er im Begrif, im J. 1767. nach Oſtindien zu reiſen, als er von verſchiedenen Magnaten und Senatoren aus Pohlen aufs dringendſte gebeten wurde, dahin zurükzugehen, und der eben errichteten Conföderation beyzutreten. Mancherley Rükſichten bewogen ihn, dieſem Ruf ins Vaterland zu folgen. Er kam im Monat Julius in Warſchau an, und gelobte den Häuptern der Conföderation durch einen förmlichen Eid, nur die Conföderation als das einzige rechtmäßige Tribunal der Republik anzuerkennen, und ihren Befehlen Gehorſam zu leiſten.

Im Monat Dezember verließ er Warſchau, in der Abſicht, ſeine Rechte auf die ihm entriſſene Güter am Wiener-Hofe abermals geltend zu machen; aber auch dißmal waren alle ſeine Verſuche vergebens. Auf ſei-

nem Weg durch die Geſpannſchaft Zips wurde ſeine Reiſe durch ein heftiges Fieber unterbrochen. In dieſer traurigen Lage genoß er viele Freundſchaft und Achtung in dem Hauſe eines gewiſſen Hensky, eines angeſehenen Mannes, verliebte ſich bey dieſer Gelegenheit in Eine ſeiner Töchtern, und hatte bald nachher die Freude, ſich mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe verbunden zu ſehen. Ruhig und ungeſtört hofte er nun ſeines Glüks genieſſen zu können, aber das Schikſal, das ihm nun einmal keine Ruhe gönnte, hatte es anders beſchloſſen. Er ward von der Conföderation nach Cracau berufen, wo ſich ein Theil derſelben bereits öffentlich erklärt hatte, und daher von dem Graf Panin belagert wurde. Seinem Eide getreu gieng er, ward von dem Marſchall Czarnezky mit offenen Armen empfangen, und zum General-Obriſten, zum Commandanten der Cavallerie und General-Quartier-Meiſter ernannt.

Den 6. July 1768. bekam er Befehl, ein Pohlniſches Regiment von 600 Mann von Novitarg nach Cracau mitten durch das feindliche Lager, das vor der Stadt war, zu führen. Er führte dieſe gefährliche Expedition glüklich und zur groſſen Zufriedenheit des Marſchalls aus, und ward zum Lohn für ſeine Tapferkeit und Klugheit von der Generalität zum General-Inſpecteur ernannt, ohngeachtet Prinz Martin von Lubomirsky, der 2000 Mann regulirter Truppen der Stadt zuführte, und daher zum Mitglied der Generalität der Conföderirten aufgenommen wurde, mit ihm um den nemlichen Poſten warb. Vor der Ankunft des Prinzen hatte Benjowsky den Vorſchlag gethan, ſich der Feſtung Landskrona und des daſigen im Dienſt der

Krone ſtehenden Regiments zu bemächtigen. Als der Prinz ankam, und von dem Vorſchlag hörte, übernahm er, unbekannt mit den Schwürigkeiten dieſer Expedition, ohne Benjowskys Wiſſen, die Ausführung deſſelben. Zum Unglük erfuhr dieſer erſt nach dem Abmarſch des Prinzen ſeinen Entſchluß. Er zweifelte keinen Augenblik, daß der Prinz unterwegs würde geſchlagen werden, und machte daher dem Marſchall den Vorſchlag, ihm mit der übrigen Cavallerie unverzüglich nachzufolgen, und die drohende Gefahr abzuwènden. Die Ausführung dieſes Vorſchlags wurde durch die Unentſchloſſenheit des Marſchalls aufgeſchoben, ſo daß der Graf erſt den zweiten Tag nach der Abreiſe des Prinzen Ordre erhielt, mit 1400 Mann Cavallerie dieſem nachzueilen. Wegen dieſer Verzögerung kam der Graf erſt 6 Stunden nach der Niederlage des Prinzen zu Krementa an, hatte aber das Glük, die unbeſorgte Ruſſen unerwartet anzufallen, zu ſchlagen, und 200 Gefangene von der Parthie des Prinzen Lubomirsky zurükzunehmen.

Nun faßte er den Entſchluß, den Angrif auf Landskrona ſelbſt auszuführen. Unterwegs verſtärkte er ſich mit mehreren durch die Schlacht zerſtreuten Haufen von des Prinzen Truppen, rükte vor die Beſtung, und forderte die Beſazung zur Uebergabe auf. Dieſe weigerte ſich nicht, und ſchwur dem Dienſt der Conföderation den Eid der Treue. Nach dieſer glüklichen Expedition ſandte er an den Prinzen, der nach ſeiner Niederlage nach Ungarn geflohen war, einen Courier mit der frohen Nachricht von ſeinem Sieg, und lud ihn ein, ſein Commando wieder zu übernehmen. Zwei Tage nachher erfuhr er, daß der Rußiſche General Apraxin mit ſtarken Märſchen ſich Cracau

nahe. Dieſe Nachricht beſtimmte ihn, der Stadt unverzüglich zu Hülfe zu eilen. Um nicht mit leerer Hand zu kommen, brandſchazte er die Diſtrikte Bielsk, Landskron und Novitarg um 80 Fuder Getraide und 600 Ochſen. Bey Wielizka, einer wegen ihrer Salzwerke berühmten Stadt, traf er auf ein Rußiſches Corps, ſchlug es, machte 30 Gefangene, und erbeutete 980,000 Pohlniſche Gulden. Mit dieſen Schäzen beladen, zog er in der Nacht vom 29 Julius, ohne von den Ruſſen bemerkt zu werden, mit 4000 Mann Cavallerie in die Stadt ein, zur unausſprechlichen Freude der Conföderirten, die durch das falſche Gerücht, daß er ganz geſchlagen worden ſey, in groſſes Schrecken geſezt worden waren.

Gleich nach ſeiner Ankunft that der Graf der Generalität den Vorſchlag, ein Lager auſſer der Stadt aufzuſchlagen, aus dem gedoppelten Grund, weil die Armee, die damals ſehr beträchtlich war, in freyem Feld viel mehr, als innerhalb der Mauren, würde würken können, und weil viele vom Adel zum Uebertritt zu ihrer Parthie würden bewogen werden, wenn ſie ihre Macht ſähen, die, ſie gegen die Ruſſen zu vertheidigen, ſtark genug wäre. Dieſer kluge Vorſchlag wurde nicht angenommen; vielmehr gab man den Befehl, die Thore der Stadt zu verrammeln. Nun rükte General Apraxin der Stadt immer näher, verwüſtete alles umliegende Land, und verurſachte dadurch in der mit einer groſſen Menge Menſchen vollgepfropften Stadt ſtarken Mangel an Lebensmitteln. Um dieſer Noth abzuhelfen, beſchloß der Graf, mit einem Corps von 2000 Mann Cavallerie Proviant in die Stadt zu ſchaffen. Schon waren alle Zugänge der Stadt von Rußiſchen Truppen geſperrt, und er war

genöthiget, mit ſeinen Truppen quer durch die Weichſel zu ſchwimmen. Sobald er das freye Feld erreicht hatte, forderte er den Adel auf, ſich mit ihm zu vereinigen, und der belagerten Stadt Lebensmittel anzuſchaffen. In wenigen Tagen ſahe er ſich an der Spize von beynahe 5000 Mann Cavallerie, und im Beſiz vieler mit Proviant beladener Wagen und einer beträchtlichen Menge Ochſen. Einen Theil ſeiner Abſicht hatte er nun erreicht, aber das Schwürigſte war noch übrig, nemlich dieſen Vorrath der Stadt zuzuführen. Alle Zugänge, ſelbſt der Ort, wo er mit ſeinen Truppen die Weichſel durchſchwommen war, waren geſperrt, und Thorheit wäre es geweſen, ſich mit dem langen Zug von Wagen durch eine weit überlegene Macht von Feinden durchzuſchlagen. Entſchloſſenheit, Muth und Tapferkeit zeigten ihm ein Mittel, das ihn ſicherer zu ſeinem Zwek führte. Mit ſeiner geſammten Macht rükte er auf den Feind los, grif ihn aufs nachdrücklichſte an, und zwang ihn, alle Truppen auf den Ort des Angriffs zuſammenzuziehen. So ward eine Seite der Stadt von Feinden entblößt, und dadurch erhielt der Infanterie-Obriſte, Baron von Kluſewsky, Gelegenheit, durch dieſen freyen Weg ungeſtört die Zufuhr in die Stadt zu bringen. Sobald der Graf überzeugt war, daß der ganze Zug in der Stadt angelangt ſeyn werde, zog er ſich, freilich mit dem Verluſt von mehr als 1600 Mann zurük. Die Rußiſche Cavallerie verfolgte ihn; ſein Pferd ward unter ihm erſchoſſen, und er fiel nach zwey empfangenen Wunden in die Hände des Feindes. Zum Glük Benjowskys und zur Freude ſeiner Freunde konnte der Rußiſche Feldherr den Werth dieſer Beute nicht nach Würde ſchäzen, und gab ihn los um 2000 Dukaten; ein geringer Preis für einen Feldherrn, der

ſchnelle Entſchloſſenheit mit unerſchütterlichem Muth, Kühnheit mit Klugheit, ſo wie Benjowsky, in ſich vereiniget. Kaum war er dieſer Gefahr entronnen, als ſchon eine andere ſeiner wartete. Sobald er nemlich wieder in Cracau war, ſtellte er dem Kriegsrath vor, daß es äuſſerſt nothwendig ſey, auf einen neuen Zufluchtsort zu denken, da ſich die Stadt nicht mehr lange halten könne, und that der Verſammlung den Vorſchlag, ſich der Veſtung Lublin an der Ungariſchen Gränze zu bemächtigen. Die Generalität billigte dieſen Gedanken, und übertrug ihm die Ausführung. Ein Corps von 600 Mann Cavallerie wurde beordert, ihm zu folgen; er ſelbſt aber reiste voraus, um etwa Mittel ausfindig zu machen, die den Erfolg ſeines Unternehmens ſichern könnten. Er wählte die Stadt Georgenburg, nahe bey Lublin, zu ſeinem Aufenthalts-Ort, und wagte es, von da aus den in der Veſtung kommandirenden Offizier, der nichts weniger als Gefahr vermuthete, mehrmals zu beſuchen. Durch Liſt gelang es ihm ſogar, die Hälfte der Beſazung auf ſeine Seite zu bringen, und durch einen Eid mit den Conföderirten zu verbinden. Nun wartete er nur noch auf die Ankunft des Detaſchements von Cracau, um ſeinen Plan zur Reife zu bringen. Unglüklicherweiſe aber war der Anführer deſſelben ſo unvorſichtig, den ganzen Plan auszuplaudern, ſo daß die Sache in Lublin bekannt wurde, ehe die Truppen ankamen. Der traurige Erfolg war, daß Benjowsky gefangen genommen, und dem General Apraxin, der während dieſer Zeit Cracau eingenommen hatte, zugeſchikt wurde. Unterwegs begegnete er einem Haufen von 200 Conföderirten, deren Anführer die Uniform der Soldaten, die den Grafen führten, kannte, und ihn aus ihren

Händen befreyte. Sobald der Offizier den *Grafen* erkannte, trat er ihm ſein Commando ab. *Mit* dieſer kleinen Macht begab er ſich nach Spisky, vereinigte ſich da mit einem Corps Conföderirten, und munterte den Adel durch Manifeſte auf, ſich mit ihm zu verbinden. Hier erfuhr er, daß eine Parthey der Conföderirten, die ſich nach Chelm zurükgezogen hatte, von einem Rußiſchen Corps, das aus einem Bataillon Infanterie, 800 Koſaken und 400 Huſaren beſtand, angefallen zu werden in Gefahr ſtand. Er beſchloß, ihnen zu Hülfe zu eilen, und marſchirte die ganze Nacht durch. Schon fiengen die Ruſſen an, ſich in den Vorſtädten auszubreiten, als er ankam; er fiel ſie daher unverzüglich an, lockte durch eine verſtellte Flucht die Cavallerie (der er in Verbindung mit der Infanterie nicht gewachſen geweſen wäre) bis auf eine Stunde weit von Chelm, ſchwenkte ſich dann ſchnell, und ſchlug die ohne Ordnung nachfolgende Feinde. Nach dieſer Affaire begab er ſich nach Krasnoslaw, und fand da zu ſeiner groſſen Freude 300 Mann Cavallerie, die der Adel aus der Woywodſchaft Sandomie der Conföderation zu Hülfe geſchickt hatte. Nach dieſer Verſtärkung befand er ſich an der Spize von 2000 Mann, und es fehlte ihm nur noch an Feldſtücken und Munition. Dieſe zu erhalten, beſchloß er, nach Zamoſch zu gehen, und die Stadt einzunehmen. Er lagerte ſich in die Vorſtädte, und foderte von dem Commandanten eine Contribution von 3000 Dukaten, Waffen für 2000 Mann Infanterie, 4 Feldſtücke, 4000 Pfund Pulver, und 6000 Pfund Bley. Nachdem er beynahe ſeine ganze Foderung erhalten hatte, verließ er Zamoſch, in der Abſicht nach Belczk zu gehen, und den dortigen Adel aufzumuntern, ſich für die Conföderation zu erklären.

In Grodeck verweilte er ſich etliche Tage, und ſammelte 743 Reiter und 140 Muſketier. Durch dieſe verſtärkt eilte er nach Belczk. Auf dieſem Weg fieng er einen Ruſſiſchen Officier auf, der vom General Witt, dem Commandanten von Kaminieck, Depeſchen an den König hatte. Dieſer benachrichtigte ihn, daß eine Ruſſiſche Parthey mit der ausdrüklichen Abſicht, die unter ſeinem Commando ſtehende Truppen nieder zu machen, im Anmarſch ſey, und daß der Ruſſiſche General einen Preiß auf ſeinen Kopf geſezt hätte. Auf dieſe Nachricht und auf die in den Depeſchen enthaltenen Umſtände änderte der Graf ſeinen Vorſaz, und ſtatt ſelbſt nach Belczk zu gehen, ſchikte er ein Detaſchement von 600 Mann Cavallerie unter dem Commando des Obriſten Suhalsky dahin, um die Stadt zu brandſchazen. Er ſelbſt blieb in Sokal, einer Stadt nahe bey Belczk. Hier brachten ihm ſeine Spione Nachricht, daß ein Corps Ruſſen nebſt einem königlich pohlniſchen Regiment in ſchnellem Anmarſch ſey, um ihn in Belczk, wo ſie ihn vermutheten, zu überfallen. Augenbliklich bekam Suhalsky Befehl, die Ruſſen anzufallen, ſich dann nach Sokal zurükzuziehen, und ſich nicht eher zu ſchwenken, bis er an dem Ufer des Fluſſes auf dem Weg nach Sokal wäre. Benjowsky legte hierauf ſeine Infanterie mit vier Kanonen in Hinterhalt in einen Wald an der Seite der Straſſe, und verſteckte ſich mit ſeiner Cavallerie hinter einer Anhöhe. In dieſer Lage brachte er einen ganzen Tag und einen Theil der Nacht zu, in beſtändiger Erwartung, daß Nachricht von der Ankunft der Feinde einlaufen werde. Endlich kam ſie; er hörte einigemal feuern, und ſahe den Obriſten Suhalsky, von den Ruſſen verfolgt, ſich gegen Sokal zurückzie-

hen. Er ließ die Feinde paſſieren, bis Suhalsky jen-ſeits des Waldes war, wo die Infanterie im Hinter-halt lag. Plözlich gab dieſe dichtes Feuer auf die Ruſſen, Suhalsky ſchwenkte ſich, fiel ſie, unterſtüzt von der aus dem Hinterhalt losbrechenden Infanterie, an, und der Graf ſtürzte mit der Cavallerie auf ſie los. Troz der verzweifeltſten Gegenwehr der Ruſſen, dauerte das Gefecht nicht lange; ſie mußten der Ge-walt weichen, und 400 Mann, der ganze Ueberreſt von 4000, ergaben ſich als Gefangene.

Nach dieſer glüklichen Affaire wolte der Graf nach Bahr gehen, um der Conföderation Nachricht von ſeinem Verfahren zu geben, und wegen der Ge-fangenen die nöthigen Masregeln zu nehmen. Die Nachricht, daß Bahr von den Feinden erobert ſey, und die dringenden Bitten des Adels aus der Woywod-ſchaft Lemberg, ſich ihrer Stadt zu nähern, und ſie in ihrer Erklärung für die Conföderation zu unterſtü-zen bewogen ihn, dahin zu marſchieren. Von da aus gieng er nach dem Dnieſter, und traf in Zawalow ei-ne Parthie Conföderirter an, die ihm die traurigen Nachrichten brachten, daß Graf Poroczky zu Pothayze geſchlagen, der alte Marſchall Pulausky gefangen, und was das empfindlichſte war, daß ſeine beyden Söhne um ihres Vaters willen die Conföderation zu verlaſſen im Begriff ſeyen. Alle dieſe Umſtände be-ſtimmten den Grafen Benjowsky nach Zuaniecz zu gehen. Hier empfiengen ihn die jungen Grafen Pu-lauzky, die ſchon ſeit langer Zeite ſeine Freunde wa-ren, mit der gröſten Freude und als einen Freund, der ihnen aus aller Noth helfen könne. Er wurde Tags darauf zum General-Commandeur der Cavalle-rie ausgeruffen und zum Commandeur en Chef zu

Zuaniecz ernannt, eine Würde, die der älteſte Sohn des Marſchalls Pulauzky ihm aus Achtung für ſeine gröſſere Erfahrung abtrat.

So viel Glük bisher die Sache der Conföderirten begleitet hatte, ſo mislich ward nun ihre Lage, da ſich die erſten und mächtigſten Häupter von einander trennten. Potoczki und Kraſinsky verlieſſen mit ihren Truppen die Armee der Conföderirten, und verurſachten dadurch eine gänzliche Verwirrung. Der übrige Theil der Armee beſtand noch aus 7800 Mann, deren eine Helfte von dem Grafen Caſimier Pulauzky zu Okopp, und die andere von dem Grafen Benjowsky zu Zuaniecz commandiert wurde. Um ihren Truppen mehr Muth zu machen, und die weſentliche Zwecke der Conföderation zu erreichen, nahmen dieſe beyden Chefs 3000 Lipky, eine Art leichter Türkiſcher Cavallerie in Sold; hierauf ſchlugen ſie zwey Lager zwiſchen Zuaniecz und Okopp auf. Hier erhielten ſie Nachricht, daß ein Ruſſiſches Corps unter dem General Ismailow zu Conſtantinow errichtet wäre, und ein anderes unter dem General Kretſetnikow ſein Lager zu Lemberg aufgeſchlagen hätte. Der Graf Pulauzky übernahm es, gegen Kretſetnikow, und der Graf Benjowsky gegen Ismailow zu Felde zu ziehen. In dieſer Abſicht marſchierte dieſer nach Skalat, und von da nach Biogrodeck, Lampol und Zacslaw, wo er eine Verſtärkung von 979 Mann Fußvolk erhielt. Von Zacslaw zog er ſich in die Waldung von Lackow zurück, und erhielt da die Nachricht, daß General Ismailow noch nicht bey ſeinen Truppen angelangt, und zu Conſtantinow nur ein Major ſey, der ſechs Compagnien Infanterie commandirte, und zwey Kanonen, 400 Huſaren, und 3—400 Coſacken bey ſich

hätte. Auf dieſe Nachricht marſchierte Benjowsky mit ſeinen Truppen die ganze Nacht, griff Morgens um 5 Uhr den Feind an verſchiedenen Orten zugleich an, und ſchlug ihn aus dem Feld. Nach dieſer Niederlage der Ruſſen nahm er Conſtantinow ein; und brandſchazte es. Wenige Tage darauf bemächtigte er ſich des Schloſſes Medzibor, und fand da 68 Mann Beſazung, 8 Kanonen und eine Menge Munition und Lebens-Mittel.

Während dieſer glüklichen Expeditionen des Grafen Benjowsky war Graf Pulauzky gegen Lemberg nicht ſehr glüklich geweſen. Auf dieſe Nachricht eilte dieſem Benjowsky entgegen, und vereinigte ſich mit ihm in Grodeck. Die Vereinigung dieſer Truppen vereitelte einen Plan der Feinde, der auf nichts geringeres als auf gänzliche Aufreibung der unter Pulauzky ſtehenden Truppen angelegt war. General Ismailow nemlich, der ſeit der Affaire bey Conſtantinow den Grafen Benjowsky überall aufgeſucht hatte, ohne ihn zu treffen, faßte den Entſchluß den Grafen Pulauzky, deſſen ſämtliche Truppen nur 3000 Mann ausmachten, zu Grodeck zu umzingeln; aber die unerwartete Ankunft des Grafen Benjowsky mit 4300 Mann vereitelte ſeinen Vorſaz.

Nun lief die Nachricht ein, daß die Ruſſen in zwey Colonnen gegen 10000 Mann ſtark im Anmarſch wären, und wirklich erſchienen ſie auch den Tag darauf vor Grodeck. Man ordnete die Heere gegen einander, und das Treffen nahm mit einem Angriff der Cavallerie auf den rechten Flügel der Conföderirten, den Pulauzkys Truppen ausmachten, den Anfang. Schon fiengen dieſe an zu weichen, als Benjowsky ſeine ganze Infanterie dem linken Flügel zu Hülfe ſchickte, und

er ſelbſt an der Spize der Cavallerie dem Feind in den rechten Flügel fiel. Dieſer unvermuthete Angriff brachte Schrecken und Verwirrung unter das Ruſſiſche Heer, ſo daß ſich dieſes mit Verluſt von 1200 Mann Todten, eben ſo vieler Gefangenen, aller Wagen und Artillerie zurükziehen mußte. Die Conföderirten hingegen verloren nicht über 900 Mann.

Nach dieſer Aktion vertheilten beyde Grafen ihre Truppen in die Feſtungen Zuaniecz und Okopp und beriefen an den erſtern Ort einen Kriegsrath, um einen endlichen Entſchluß über die fernere Masregeln zu faſſen. Dieſem Kriegsrath wohnten die Generale Laurent, Potocsky, Grocholsky, Radziminsky, Slabuſevsky, Noviczy und andere Befehlshaber der Conföderirten Truppen bey. Die beyden Grafen machten den Vorſchlag, die Veſtungen Zuaniecz und Okopp zu verlaſſen und nach Pohlen zurük zu gehen. Ihre Gründe waren, weil, ſo lange ſie an der Türkiſchen Grenze blieben, die Ruſſen ſie von Pohlen entfernt halten, und daher die Woywodſchaften es nie wagen würden, ſich für die Conföderation zu erklären, ferner weil ſie in dieſen Gegenden keine Lebensmittel noch Mannſchaft aus Pohlen ziehen könnten, und weder Okopp noch Zuaniecz eine Belagerung aushalten könnten. Dieſe Vorſtellungen waren ohne Wirkung. Hartnäckig blieben die Meiſten bey dem Vorſaz, die Veſtungen nicht zu räumen, und man beſchloß zu dem Ende, die Grafen Potoczky und Kroſinsky, und den Gros-Sultan um Hülfe an Menſchen und Geld zu bitten.

Einige Tage nachher erhielt der Graf die Nachricht, daß Pulauzky auf ſeinem Marſch nach Ducza von den Ruſſen angefallen, zum Rükzug genöthigt

worden ſey, und einen neuen Angrif befürchte. Unverzüglich eilte er mit einem Theile der Cavallerie dieſem zu Hülfe, kam aber, ob er gleich in 14 Stunden 8 Meilen machte, doch erſt nach der Schlacht an. Dieſe war gegen alles Vermuthen zum Vortheil der Conföderirten abgelaufen, die ihrer 400 gegen 1400 Mann ſtritten. Die in dieſem Treffen gefangene Ruſſen verſicherten, daß ihre Parthey blos deswegen ausgeſchikt worden ſey, um die Gegend und den Zuſtand der beyden Veſtungen Okopp und Zuaniecz auszukundſchaften, die General Ismailow nächſtens mit 12000 Mann anzugreifen beſchloſſen habe. Nun drang der Graf abermals darauf, Okopp, als die ſchwächere Veſtung, zu verlaſſen; allein die Verſammlung willigte nicht ein. Endlich rükte General Ismailow an mit dem einen Theil ſeiner Truppen vor Okopp, mit dem andern vor Zuaniecz. Dieſe Erſcheinung wirkte ſolchen Schrecken bey den Gliedern der Verſammlung, daß ſie plözlich Zuaniecz verlieſſen, ſich in die Türkey zurükzogen, alle Rußiſche Gefangene mitnahmen, und Alles des Grafen Anordnung überlieſſen. Als die Ruſſen der Veſtung nahe kamen, ließ dieſer einige Achtpfünder auf den Feind abſchieſſen, die nur mit einem Drittheil der gewöhnlichen Pulver-Menge geladen waren. Da dieſe Kugeln den Feind nicht erreichten, ſchloß dieſer, daß er der Veſtung ungeſtraft noch näher kommen dörfe, und rükte wirklich bis auf eine halbe Schußweite vor die Stadt. Sobald die Ruſſen verſchanzt waren, canonirten ſie einen ganzen Tag unaufhörlich in die Veſtung; der Graf ließ aber nur ſelten und ſchwach antworten. Die Nacht darauf beſchloß er den Feind auf zwey Seiten zugleich anzugreifen. Er gab nemlich dem in der Feſtung commandirenden Offizier den Befehl

bey Tages Anbruch mit der ſchwehrſten Artillerie das ſtärkſte Feuer auf den Feind zu geben, er ſelbſt verließ noch in der Nacht die Feſtung, umgieng das feindliche Lager ſo, daß er mit Tages-Anbruch dieſem im Rücken war. Nun brach plözlich von vornen und von hinten Tod und Verderben über die Ruſſen los, von vornen das zerſchmetternde Feuer aus der Veſtung, von hinten das ſtürmiſche und unaufhaltbare Einbrechen des Grafen mit ſeiner tapfern Cavallerie. Schreckliche Beſtürzung und Verwirrung ergriff die Feinde, ſie lieſſen Lager und Bagage im Stich und flohen nach Grodeck. Die Ruſſen büßten bey dieſer Aktion 1100 Todte, 320 Gefangene nebſt zwey Fahnen, drey Standarten und 18 Kanonen ein.

Während dieſer Zeit hatte der Graf Pulauzky, der die Unmöglichkeit Okopp zu behaupten, fühlte, Stadt und Schloß angezündet, paſſirte den Dnieſter, und marſchierte durch die Moldau nach Zambor. Von da aus bat er den Grafen Benjowsky, ſich in die Türkey zurükzuziehen, und bey Zambor zu ihm ſtoſſen. Dem Grafen gefiel dieſer Vorſchlag. Um ſich ſeinen Weg zu ſichern und zu erleichtern, ſchikte er zwey Offiziere an den Baſſa von Chozym, um ihm ſeine Abſicht zu wiſſen zu thun, und um nöthigen Beyſtand zur Erleichterung ſeines Wegs zu bitten. Der Baſſa gewährte alles, was er verlangte. Der Graf verließ alſo Zuanieczk, ſchafte ſeine Bagage nach Ottaky, einem nahe bey Chozym gelegenen Dorfe, und war eben im Begrif, eine Brücke über den Dnieſter zu ſchlagen. Allein plözlich änderte ſich der Ton des Baſſa, er erklärte, daß er diß ohne Befehl vom Grosſultan nicht zugeben dörfe, und daß er überhaupt nach reiferer Ueberlegung ſich genöthiget ſehe, das gegebene Verſpre-

chen der Aufnahme und Unterſtüzung des Grafen zu⸗rükzunehmen. Dieſe Erklärung brachte den Grafen in die gröſte Verlegenheit. Zuanieczk, den einzigen feſten Ort, der ihn gegen die überwiegende Macht der Fein⸗de ſchüzen konnte, hatte er verlaſſen, dahin zurükzu⸗kehren, war unmöglich, weil er erwarten durfte, daß die Ruſſen dieſen Ort ſchon beſezt haben werden, um⸗zingelt von Feinden, mußte er jeden Augenblik über⸗fallen zu werden befōrchten. Wirklich geſchah diß auch zu Brahe durch 4000 Mann theils Inſanterie theils Cavallerie. Zum Glük des Grafen begieng der feind⸗liche General den Fehler, die Cavallerie vor der In⸗fanterie anrücken zu laſſen. Dieſe ward durch das Feuer zweyer Batterien ſo lebhaft bewillkommt, daß ſie wei⸗chen mußte; gleiches Schikſal traf auch die Infante⸗rie. Einen zweyten Beſuch dieſer Gäſte wollte nun der Graf nicht abwarten, er ſchlug daher, troz aller Ver⸗bote und Drohungen des Baſſa eine Brücke über den Dnieſter, machte nahe bey Chozym Halt, und ſchlug nicht weit von dem Lager des Baſſa von Natolien das ſeinige auf. Kaum hatte er ſich mit ſeinen Truppen geſezt, als ihm der Baſſa von Chozym ſein Lager auf⸗zuheben befahl, und im Weigerungsfall ihn mit allen ſeinen Truppen niederzuſäbeln drohte. Der Graf wand⸗te ſich nun an den Baſſa von Natolien, klagte ihm ſei⸗ne Noth und die Verrätherey des Baſſa von Chozym, und bat ihn um ſeinen Beyſtand. Dieſer, ein gehei⸗mer Feind deſſelben, verſprach dem Grafen ſeine Hül⸗fe, und rieth ihm, einen Courier nach Conſtantinopel zu ſchiken, und ſich bey dem Gros⸗Sultan, der den Conföderirten ſeinen Schuz bewilliget hatte, über das verrätheriſche Betragen des Baſſa von Chozym zu be⸗

kla⸗

klagen. Dieß that dann auch der Graf noch am nemlichen Tag. Den folgenden ſchickte der Baſſa von Chozym einen Aga an den Baſſa von Natolien mit dem Befehl, den Grafen zu verhaften und nach Chozym zu ſchicken. Dieſer, redlicher als jener, ſchickte die Antwort zurück, daß der Graf, der einen Courier nach Conſtantinopel geſchickt hätte, bis zur Rückkunft deſſelben nicht feindlich behandelt werden dürfe, und daß er ihn ohne ausdrücklichen Befehl des Sultans nicht auszuliefern gedenke. Doch rieth der Baſſa von Natolien dem Grafen, ſich zurückzuziehen, um nicht durch Verrätherey in ſeines Feindes Hände zu fallen. Der Graf willigte ein, und erhielt noch von ſeinem grosmüthigen Freund ein Detaſchement von 1000 Reitern, die ihn bis an die Polniſche Grenzen begleiteten. Hier faßte er den Entſchluß, nach Zembor zu gehen, um ſich mit dem Grafen Pulauzky zu vereinigen. Allein viele ſeiner Offiziers und Truppen weigerten ſich ihm zu folgen, und verlieſſen ihn bis auf 1400 Mann. Mit dieſen wenigen kam er nach Dorchowiz, und erhielt hier die Nachricht, daß der Graf Pulauzky ſich nach Ungarn zurückgezogen hätte, und daß die Ruſſen zu Zambor unter dem Commando des Obriſten Brinken ſtünden, der, ſobald er die Annäherung des Grafen erfahren, ihn aufzuſuchen beſchloſſen hätte. Der Graf, der die äuſſerſte Gefahr ſeiner Lage nun ganz fühlte, wußte kein anderes Mittel, den Feinden zu entrinnen, als ungeſäumt nach Ungarn zu gehen, und daſelbſt auf eine ſchickliche Gelegenheit zu warten, um in Gemeinſchaft mit dem Grafen Pulauzky in Pohlen einzurucken. Allein ſeine Truppen weigerten ſich ihm zu folgen, weil ſie meiſtens aus Deſerteurs von der kayſerlichen Armee beſtanden, die

es nicht wagen wollten, in das kayſerliche Gebiet zu gehen. In dieſer bedrängten Lage blieb ihm nichts übrig, als ſich augenblicklich in den Wald von Zyduczow zurückzuziehen. Hier ward er von Obriſt Brinken an der Spize von 4000 Mann angefallen. Anfangs wurde der Graf zu weichen gezwungen, als aber ſeine Kanonen ankamen, zwang er wiederum den Feind ſich zurückzuziehen und das Feld zu räumen. Zwar war der Graf Sieger aber eben ſein Sieg vergröſſerte ſein Elend, indem er ihn gegen 300 Mann Verwundete und 268 Todte koſtete. Seine Lage war nun höchſt traurig; um und um von Feinden umgeben, durch Mangel an Proviant und andern Bedürfniſſen aufs äuſſerſte gebracht, an der Spize weniger durch Hunger und Strapazen erſchöpfter Truppen, ſahe er keine andere Ausſicht als Tod oder Gefangenſchaft. Um indeſſen alles mögliche zu verſuchen, machte er ſeinen Offizieren den Vorſchlag, ſich nach Bialobobky zu retirieren. Das Projekt foderte ſchnelle Ausführung, obgleich Menſchen und Pferde durch die eben geendigte Schlacht ganz ermüdet waren. Demohngeachtet ſezte er den Marſch fort, und kam den folgenden Morgen in dem Flecken Szuke an, wo er ſeine Truppen ausruhen laſſen mußte. Während dieſer Zeit wurde er von einer Parthie Coſacken überfallen, die durch eine zahlreiche Infanterie und mit Kanonen unterſtüzt waren. Troz der ſchrecklichen Verheerung, die das feindliche Geſchüz unter den Truppen des Grafen verurſachte, wehrten ſie ſich doch mit unerſchütterlichem Muth. Er ſelbſt trug in der Hize des Gefechts zwey Hiebe mit dem Sabel davon, und ward endlich durch einen Schuß aus einer Kanone, die mit altem Eiſen geladen war, im Unterleib ſchwer verwundet und zu Boden geſtreckt. Sein

Schickſal entſchied das Schickſal ſeiner Parthey, und die Ruſſen hatten endlich die Freude, ihn zum Gefangenen gemacht zu haben.

Als Gefangener wurde der Graf dem General *** Commandeur en Chef der Armee zugeſchickt, der die Unmenſchlichkeit hatte, den Wundärzten die Beſichtigung und Heilung ſeiner Wunden bey Strafe zu unterſagen, ihn in Ketten zu legen, auf Waſſer und Brod einzuſchränken, und in ſolchem Zuſtand nach Kiow zu ſchicken. Ermüdung, Schmerzen, Hunger und Kummer brachten den Grafen unterwegs dem Tode nahe; doch ward er, um noch gröſſere Proben ſeiner Standhaftigkeit und Geiſtes-Gröſſe abzulegen, von dem Schickſal durch das Mitleiden ſeines Führers und die menſchenfreundliche Sorgfalt des Obriſten Sirkow, Commandanten zu Polonja, der nahen Gefahr entriſſen. Dieſer übergab ihn einem erfahrenen Wundarzt Blanchard, der ihn von ſeinen Wunden heilte, wieß ihm ein ſchickliches Logis in der Stadt an, und ſchoß ihm 50 Rubel zu ſeinem Unterhalt vor. Einen andern Wohlthäter und neuen Troſt fand er in der Perſohn eines Kurländers, Namens Wilt, eines Lieutenants in Ruſſiſchen Dienſten, der das wenige, was er von ſeiner Nothdurft entbehren konnte, dem Grafen mittheilte. Plözlich aber veränderte ſich die Szene durch die Ankunft des Brigadiers Banier, der den Obriſten Sirkow ablößte. Dieſer war grauſam genug, den Grafen in Ketten zu legen, mit den übrigen Gefangenen in den Kerker zu ſchicken, und bey Waſſer und Brod ſeinem Kummer zu überlaſſen. Mit 80 Gefärthen ſeines Elends mußte er in einem unterirdiſchen Gefängniß, in das kaum die zum Athemholen unentbehrliche Luft durch ei-

ne enge Oefnung eindringen konnte, 22 Tage zubringen. Keinem der Gefangenen ward erlaubt, auch nur zur Verrichtung der natürlichen Bedürfniſſe herauszugehen, und ſelbſt die Geſtorbenen, deren Anzahl ſich in 20 Tagen auf 35 belief, verweßten unter den Lebenden. Erſt nach 22 Tagen ward das Gefängniß geöfnet, und der Graf mußte mit vielen andern Gefangenen, alle in Ketten geſchloſſen, die Reiſe nach Kiow antretten. Zur Bewachung begleitete ſie ein Offizier mit einer Compagnie Soldaten. Dieſer beraubte aus ſchändlichem Eigennuz die Gefangenen der Hälfte des für ſie ausgeſezten Brodes, nahm in den Dörfern, durch welche ſie kamen, Geld ſtatt des Quartiers, und überließ die Unglücklichen der drückenden Hize des Tages, der empfindlichen Kälte der Nacht, dem Regen und den Winden, ohne ihnen auch nur ein Zelt zum Obdach zu geben. Demohngeachtet zwang er ſie ſelbſt durch Schläge, ſchnell zu marſchiren, ob ihnen gleich der Hunger, die Strapazen und die Schmerzen ihrer Wunden kaum noch einige Kräften übriggelaſſen hatten. Dieſe die Menſchheit entehrende Grauſamkeit rieb ſo viele Gefangene auf, daß von 782 nur noch 140 nach Kiow kamen; die übrigen ſtarben entweder unterwegs, oder wurden ſterbend zurückgelaſſen. Endlich kamen ſie nach Kiow, und wurden mit gleicher Härte, wie zu Polonja, wieder in unterirdiſche Kerker geworfen. Hier unterlag der ſo ſtarke Körper des Grafen dem Druck der Strapazen, und er fiel in ein bösartiges Fieber, dem bald ein Delirium folgte. Dies bewog den Gouverneur von Kiow zum Mitleiden, daß er ihn in ein beſonderes Haus bringen ließ, und zu ſeinem täglichen Unterhalt 2 Rubel ausſezte. Als er wieder einigermaſſen hergeſtellt war, mußte er mit den übrigen Gefangenen ſeine Reiſe nach Ca=

zan antretten. Unterwegs, zu Nizym, bekam er einen Rückfall, und ward zurückgelaſſen. Hier wirkte ein menſchenfreundlicher deutſcher Kaufmann Nahmens Leoner, die Erlaubniß aus, den Kranken zu ſich ins Haus zu nehmen. Er wartete ſeiner mit äuſſerſter Sorgfalt, ſtellte ihn wieder her, verſah ihn mit anſtändiger Kleidung, und gab ihm 200 Rubel auf den Weg, als er mit einem zweyten Transport Gefangener wieder fort mußte. Dieſe Summe hinterlegte der Graf bey dem commandierenden Offizier Wolkow, um nicht durch die ruſſiſchen Soldaten derſelben beraubt zu werden. Als er aber etliche Tage nachher einige Rubel forderte, läugnete dieſer, Geld von ihm erhalten zu haben, überhäufte ihn mit Schimpfworten, und trieb ſeine Bosheit ſo weit, daß er ihn, bey ſeiner Ankunft in Cazan bey dem Gouverneur als einen unruhigen, aufwiegleriſchen Menſchen angab. Dieſe Anklage hätte ihm das härteſte Gefängniß zugezogen, wenn ihn nicht die dringende Verwendung des Marſchalls Czarnezky und der Grafen Potokzky und Pulauzky dieſer Noth entriſſen hätte. Während ſeines Aufenthalts in Cazan verſchafte ihm der Ruf ſeiner Thaten, und ſein offenes Betragen viele Bekanntſchaft unter dem Ruſſiſchen Adel. Manche von dieſem hatten, längſt des Ruſſiſchen Deſpotismus müde, den Anſchlag gefaßt, ſich unabhängig zu machen, und ſuchten zu dem Ende auch den Grafen und durch ihn die übrigen Gefangenen in ihr Intereſſe zu ziehen. Oefters ſuchten ſie ſeine Geſinnung auszuhohlen, aber er hielt immer zurück, und wich mit Vorſicht einer beſtimmten Antwort aus. Endlich entdeckte ihm ohne Umſchweife einer der Angeſehenſten unter den Verſchwornen ihre Abſichten, erklärte ihm frey, daß der gegenwärtige Zeitpunkt ihren Abſichten, ſich

von Ruſſiſcher Regierung unabhängig zu machen, in mancherley Rückſichten höchſt günſtig ſey, verſicherte, daß die Tartarn von Cazan zur Unterſtüzung ihres Vorhabens bereit ſeyn würden, und forderte den Grafen auf, mit den übrigen Gefangenen ihrem Bunde beyzutretten. Der Graf erklärte, daß die Gefangenen, die ohne Waffen und unter ſtrenger Aufſicht wären, keinen Angriff gegen die Regierung wagen dürften; daß aber, wenn ſie erſt in Freiheit geſezt wären, ihren Befreyern gewiß auf das nachdrüklichſte beyſtehen würden. Nach dieſer Unterredung verfügte ſich der Graf zu dem Marſchall Czarnezky, und erzehlte ihm das Vorgefallene. Dieſer lud die vornehmſten der Gefangenen zu ſich, entdekte ihnen das Geheimniß, und faßte mit ihnen den Entſchluß, daß die Conföderirten ſich in keine Verſchwörung gegen die Regierung mit den Misvergnügten einlaſſen ſolten, daß ſie ihnen aber wohl verſprechen könnten, daß, falls ſie ſich der Stadt bemächtigten, die in Freyheit geſezten Gefangenen ein Corps formiren, und einſtimmig mit ihren Befreyern agiren wollten, ſolang nicht andere entſcheidende Verhaltungsbefehle von der Generalität der Conföderirten erſchienen.

Die Misvergnügten verfolgten ihren Plan mit ſo vielem Eifer, daß es ihnen gelang, den Adel des Gouvernements von Voronicz, Belgrad, Kiow und des gröſten Theils von Moskau auf ihre Seite zu bringen. So ſtanden die Sachen am 6. November 1769, als ein Ruſſe, ein Mitgenoſſe der Verſchwörung zum Verräther ward, und den Gouverneur benachrichtigte, daß der Graf (ſeine Landsleute wollte er ſchonen) mit andern Gefangenen den Anſchlag gefaßt hätte, ſich in Freiheit zu ſezen, und ihn ums Leben zu bringen. Der

Gouverneur ſchickte in tiefer Nacht einen Officier mit 20 Soldaten in die Wohnung des Grafen, um dieſen in Arreſt zu nehmen. Sie klopften an der Thür, der Graf, der einen Freund vermuthete, gieng herunter, und machte auf. Wie erſtaunte er aber nicht als er den Offizier erblickte, der ihn fragte, ob der Gefangene Benjowsky zu Hauſe ſey? Auf ſeine Bejahung riß er ihm das Licht aus der Hand, und gieng eilig die Treppe hinauf. Der Graf ſäumte nicht, dieſen Irrthum zu benuzen, eilte zu ſeinem vertrauten Freund, Major Wynbladth, dem Mitgenoſſen ſeiner vormaligen Schickſale und jezigen Gefangenſchaft, erzehlte ihm ſein Abentheuer, und überredte ihn, mit ihm aus Cazan zu entwiſchen. Glücklich kamen ſie noch in der Nacht aus der Stadt, nahmen auf dem nächſten Dorf Pferde von Bauern, und eilten nach Sebuskar. Hier endeckten ſie einigen Edelleuten, die gleichfalls an der Verſchwörung Theil hatten, den für ihre Abſichten ſo gefährlichen Vorfall, und erhielten von ihnen, weil ſie aus der Verhaftnehmung des Grafen für ſich ſchlimme Folgen befürchteten, Geld, Kleider und ein Podruſchna (Laufzettel für Poſtpferde). In Novogrod gaben ſie ſich für Offiziere aus, die Depeſchen nach Petersburg zu überbringen hätten. Der Woywode bewirthete ſie aufs treflichſte, und gab ihnen einen Brief an den Woywoden von Wolodemir. Durch dieſe Vorſicht kamen ſie endlich am 19. Nov. zu Petersburg an, wo der Graf in einem Gaſthof ein Zimmer miethete, und den Major für ſeinen Bedienten ausgab. Gleich den folgenden Tag fand er einen holländiſchen Schiffs-Capitain, der eben im Begriff war, nach Holland abzuſegeln, und traf mit ihm den Accord, daß er ihn und ſeinen Bedienten um 500 Dukaten, die er ihm bey ſeiner An-

kunft daſelbſt bezahlen wollte, dahin mitzunehmen verſprach. Der Capitain beſtellte den Grafen mit ſeinem Begleiter um Mitternacht auf die Newa-Brücke, um dann ſogleich abzuſegeln. Sie warteten eine Zeitlang mit äuſſerſter Ungeduld auf die Ankunft des Capitains; endlich erſchien er, aber mit ihm 20 Soldaten, die ihn nebſt dem Major Wynbladth angrieffen, und zu dem Policey-Lieutenant Graf Cſecſerin führten. Dieſer verhörte ihn, und legte ihm folgende Fragen vor:

1) Von was für Geburt, aus welchem Lande, von welchem Alter und welcher Religion er ſey?
   Antw. Er ſey als Magnat der Königreiche Ungarn und Pohlen gebohren, 28 Jahr alt, und bekenne ſich zur chriſtlichen Religion.
2) Unter welcher Macht er gedient habe, ehe er zur Conföderation getretten ſey?
   Antw. Unter der Kayſerlichen Armee in dem Krieg gegen den König von Preuſſen.
3) Wer ihn dazu vermocht habe, die Conföderations-Acte zu unterſchreiben?
   Antw. Er habe es als Staroſt für ſeine Pflicht gehalten, der Republik beyzuſtehen, um ein fremdes Joch abzuſchütteln.
4) Ob er nicht wiſſe, ob der König in Frankreich Geld zur Bezahlung der conföderirten Truppen herſchieſſe?
   Antw. Ihm ſey nichts bekannt.
5) Wer ihn in ſeiner Gefangenſchaft überredt habe, die anderen Gefangenen zum Aufſtand zu reizen, und was er für Abſichten gehabt habe, falls es ihnen gelungen wäre, ſich der Stadt Cazan zu bemächtigen?

Antw. Er habe die Gefangenen nie zum Aufſtand gereizt, ſich aber durch die im Gefängniß erlittene Grauſamkeiten gezwungen geſehen, ſeine Freiheit zu ſuchen, und an Eroberung der Stadt Cazan habe er nie gedacht.

6) Ob nicht die andern Conföderirten, und auch gewiſſe Ruſſen mit in die Verſchwörung verwikelt ſeyen? Wie ſie heiſſen, und auf was für Art ſie das Bündniß zu Stande gebracht haben?

Antw. Er halte es weder für nöthig noch rathſam deswegen, weil er Gefangener ſey, auch Angeber zu werden; folglich könne er auf dieſe Frage nicht antworten.

7) Warum er nach ſeiner Entweichung von Cazan nach Petersburg gegangen ſey? Woher er Geld bekommen habe, eine ſo weite Reiſe mit Extra = Poſt zu machen? Und warum er ſeinen Begleiter für ſeinen Bedienten ausgegeben habe?

Antw. Er ſey nach Petersburg gegangen, weil er von da aus am leichteſten auf einem fremden Schiff aus dem Reiche kommen zu können geglaubt habe; und den Major Wynbladth habe er für ſeinen Bedienten ausgegeben, um ſich die Koſten der Reiſe zu erleichtern.

8) Warum er dann gerade nach Holland habe gehen wollen?

Antw. Aus keinem andern Grund, als weil er zufälliger Weiſe einen holländiſchen Capitain angetroffen, der ihn mitzunehmen verſprochen habe.

Nach dieſem Verhör wurde der Graf, abgeſondert von ſeinem Freund Wynbladth in ein unterirdiſches Gefängniß abgeführt. Nach drey Tagen ward die Thüre ſeines Kerkers zum erſtenmal geöfnet, und ihm

nach dreytägigem Faſten ein Stük Brod und ein Krug Waſſer gereicht. Hierauf wurde er durch einen Offizier und eine Mann-Wache zu dem Miniſter Graf Panin geführt. Dieſer machte hundert Fragen in einem Athem an ihn, ohne ihm zur Beantwortung einer einzigen Zeit zu laſſen, erklärte ihm dann, daß er mit allen ſeinen Machinationen aufs genaueſte bekannt ſey, und drohte ihm mit den niedrigſten Schmähungen den ſchimpflichſten Tod, wenn er nicht alle Fragen, die ihm das Gericht vorlegen würde, bejahend beantworten würde.

Den folgenden Tag wurde der Graf vor den geheimen Rath geführt, dem Panin präſidirte. Dieſer befahl ihm, die Wahrheit der Antworten zu beſchwören, die er dem Graf Eſecſerin auf ſeine Fragen bey dem erſten Verhör gegeben habe. Der Graf that dieß ohne Anſtand; Panin ward dadurch aufgebracht, daß er drohte, ihn auf die Folter ſpannen zu laſſen, wofern er nicht ſeinen Eid zurüknehmen und die Wahrheit bekennen würde. Dieſe Drohung, die ſchreklich genug iſt, die Standhaftigkeit des unſchuldigſten Menſchen zu erſchüttern, brachte den Grafen nicht aus der Faſſung; vielmehr antwortete er, daß die Verſammlung, die ihm befohlen habe, ſich durch einen Eid zu reinigen, erſt Beweiſe haben müſſe, daß dieſer Eid falſch geweſen ſey, ehe ſie ſo ein gewaltſames ungerechtes Verfahren gegen ihn vornehme. Mehrere Glieder der Verſammlung fühlten die Wahrheit dieſer Antwort, und ſtellten dem Graf Panin vor, daß der Gefangene, der nur eines Verſuchs zu entwiſchen überführt ſey, nicht als Statsverbrecher behandelt werden könne. Der Graf wurde dann in ſein Gefängniß zurückgeführt, den folgenden Morgen aber wieder vor den Rath gebracht,

und mit eben dem Ruſſiſchen Edelmann confrontiert, der ihn bey dem Gouverneur von Cázan verrathen hatte. Dieſer behauptete, daß der Graf um die Verſchwörung des Ruſſiſchen Adels gegen die Regierung wüßte, daß er ſie aufgemuntert und ihnen den Beyſtand aller Gefangenen verſprochen habe. Auf dieſe Anklage antwortete der Graf, daß er freilich in mehreren Geſellſchaften von den Anſchlägen des Adels gegen den Gouverneur von Cazan habe reden hören, daß er aber in ſeiner Gefangenſchaft keinen Grund, die ihm anvertraute Geheimniſſe zu verrathen, gefunden habe; zudem wolle er nicht läugnen, daß die Misvergnügten, ihn zur Theilnehmung ihrer Abſichten eingeladen, daß er ſie aber abgelehnt und nur dann ſeine Dienſte verſprochen habe, wenn ſie der Ruſſiſche Adel erſt in Freiheit geſezt haben würde. Der Ruſſe geſtand, daß dieſe Auſſage wahr ſey; worauf der Graf wieder in ſein Gefängniß abgeführt wurde. Den folgenden Tag ward er wieder vor den Rath gebracht, wo ihm Graf Panin die Freyheit verſprach, wenn er ſich durch eine ſchriftliche Erklärung anheiſchig machen wolle, nie gegen die Ruſſen zu dienen, das Reich ohne Verzug zu verlaſſen, und bey Todes-Strafe nie dahin zurückzukehren.

Benjowsky trug kein Bedenken, die Reſignation zu unterzeichnen.

Nun glaubte der Graf, dem Ende ſeiner Leiden nahe zu ſeyn; aber ſeine Hoffnung ward ſchreklich getäuſcht. Statt in Freiheit geſezt zu werden, mußte er in das Gefängniß zurükkehren. Hier mußte er noch 5 Tage ſchmachten, da denn um Mitternacht ein Offizier mit 7 Soldaten zu ihm kam, der ihm ſeine Ketten abnehmen, einen Habit von Schaf-Fellen anzie-

hen, und ſeine Feſſeln abermals anlegen ließ. Hierauf ward er auf einen Schlitten geworfen, und mit äuſſerſter Schnelle fortgeführt. Anfänglich tröſtete ihn die Hofnung, daß er vielleicht nach Pohlen zurükgeführt werde; aber alle Hofnung verſchwand, als er bey Anbruch des Tages nur zu deutlich ſahe, daß er auf dem Wege nach Sibirien ſey. Der einzige Troſt in dieſer traurigen Lage war, daß er ſeinen trauten Freund, Wynbladth, den bisherigen Gefärthen ſeiner Schickſale, in ſeiner Geſellſchaft hatte. Zu Wolodomir ſtieſſen noch 4 Schlitten mit 4 Verwieſenen zu ihnen; dieſe waren Waßili Waßilics Panow, Lieutenant bey der Garde; Hippolite Stephanow, Infanterie-Capitain; Aſaph Baturin, Artillerie-Obriſt; und Iwan Solmanow, Staats-Sekretair von Moſkau. Ihre Eskorte beſtand aus 46 Soldaten von Wolodomir, die ſie nach Kuzemodemjazkoy führten. Hier ward ihre Wache mit 150 Reitern verſtärkt, um ſie ſicher durch das Gebiet Cazan zu bringen, wo, ſeit der Graf daraus entflohen war, bereits Unruhen ausgebrochen waren.

Hiemit ſchlieſſen wir die Nachrichten, die wir von des Grafen Begebenheiten geſammelt haben, und lieſern die folgende Beſchreibung ſeiner Schickſaale, wie er ſie ſelbſt aufgezeichnet hat.

2. Kap.

Ankunft des Grafen zu Tobolsk — Abreiſe — Ankunft zu Tomsk — Gelegenheit zu entfliehen — Ankunft zu Jakuzk — Plan zur Freyheit — Glüklich abgewendete Gefahr, entdekt zu werden — See-Reiſe nach Kamtſchatka.

Nach unendlich vielen ausgeſtandenen Widerwärtigkeiten kam ich d. 20. Jan. 1770. zu Tobolsk, der Hauptſtadt Sibiriens an, ward durch die Menſchen-

freundlichkeit und Grosmuth des daſigen Gouverneurs, Graf Eſeſerin, meiner Feſſeln entledigt, und mit meinem Freund Wynbladth in ein bequemes Haus einlogirt. Durch dieſe Sorgfalt des Gouverneurs erlangte ich in kurzer Zeit meine Geſundheit und Kräften wieder, die durch die Strapazen der Reiſe äuſſerſt geſchwächt waren, und konnte meinen fernern Weg mit frohem Muth antreten. Am 4. Februar reisten wir unter der Eskorte eines Koſacken-Sottnicks mit 24 Mann in 16 Schlitten von Tobolsk ab, ſo daß, unſere Führer ausgenommen, je zwey und zwey in einem Schlitten ſaſſen. Dieſer hatte von dem Gouverneur den Befehl, uns mit Freundlichkeit und Gelindigkeit zu behandeln; und diß that er auch. Wo wir einkehrten, nahm er uns mit ſich in ein Haus, ließ uns an ſeinem Tiſch ſpeiſen, und ſuchte die Mühſeligkeiten unſerer Reiſe, ſo viel er konnte, zu erleichtern. Dieſe ſtiegen wirklich oft auf einen ſo hohen Grad, daß ich um der Bleſſuren willen, mit denen mein Körper bedekt war, unterliegen zu müſſen glaubte. Auſſerordentliche Kälte, Winde und Schneegeſtöber beraubten uns oft beynahe unſerer Sinnen. Stutten-Milch und Pferdefleiſch war noch trefliche Nahrung für uns, aber oft mußten wir uns mit in Waſſer getauchter Rinde von Birken begnügen laſſen. Des Tags ermüdete uns die Reiſe, denn oft mußten wir zu Fuß über hohe Gebürge ſteigen, und des Nachts froren wir in Schnee-Gruben, die unſer Lager waren.

Den 17. April erreichten wir endlich Tomsk, eine Stadt, die gröſtentheils mit Tartarn bevölkert iſt. Der Gouverneur, Namens Villeneuf, ein gebohrner Franzoſe, behandelte uns mit vieler Leutſeligkeit, und die Tartarn bezeugten uns alle mögliche Achtung und

Freundſchaft, da ſie hörten, daß wir in Vereinigung mit der Türkiſchen Armee gefochten, und das Unglük gehabt hätten, in Gefangenſchaft zu gerathen. Beſonders nahm ſich ein Zobelhändler meiner an, und ſchlug mir vor, mit ihm nach China, wohin er die Wege gut kenne, zu entfliehen. Gerne hätte ich dieſes Mittel, meine Freyheit zu erlangen, benüzt, wenn mein durch die Reiſe ermüdeter und mit Wunden bedekter Körper fähig geweſen wäre, einen Weg von wenigſtens 80 Meilen zu Fuß zu machen. Da ich um dieſer Urſachen willen dieſen freundſchaftlichen Vorſchlag nicht annehmen konnte, begnügte er ſich, mich mit Geſchenken zu beladen.

Am 11. May verlieſſen wir Tomsk, und kamen durch ein ödes, mit Bergen und Wäldern bedektes Land. Kälte, Hunger und Müdigkeit raften viele Menſchen und Pferde weg. Endlich langten wir den 20. Auguſt zu Jakuzk an, einer Stadt, die meiſt von Verwieſenen und Coſaken bewohnt iſt. Hier machte ich Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Hoffmann, der als Regiments-Feldſcherer von Petersburg nach Kamtſchatka geſchikt wurde, einem Mann von hellem Kopf und liebenswürdigem Charakter. Er eröfnete mir, ohne viele Umſtände, daß wir von Kamtſchatka aus zur See entweder nach Japan oder nach China würden entrinnen können, wenn wir uns eines Schiffs bemächtigen, und erfahrne Leute zu Führung deſſelben auftreiben könnten. Seine Freymüthigkeit überzeugte mich von ſeiner Redlichkeit; Ich erklärte ihm daher, daß ich ſelbſt ſeit meiner Verweiſung mit dieſem Plan umgehe, und verſicherte ihn, daß meine auf verſchiednen See-Reiſen eingeſammelte Erfahrung mich hinlänglich in den Stand ſezte, die Führung des Schiffs zu übernehmen. Die-

ſen Vorſchlag konnte ich ohne Bedenken meinen Gefärthen mittheilen, weil ſie gleichfalls der Gefangenſchaft müde, nach Befreyung ſeufzten, und mir während der Reiſe die ausgezeichnetſte Hochachtung erwieſen hatten. Die Geſellſchaft der Verſchwornen beſtand nun aus Herrn Hoffmann, Major Wynbladth, Capitain Panow, Capitain Stephanow, Obriſt Baterin, Sekretair Sopronow und mir, als erklärtem Oberhaupt der Geſellſchaft. Aus Eifer, unſern Plan bald der Ausführung nahe zu bringen, ſuchten wir den Stadthalter dahin zu bringen, unſere Abſendung nach Ochozk, dem Hafen, von wo aus wir nach Kamtſchatka eingeſchift werden mußten, zu beſchleunigen. Wir erreichten unſere Abſicht in wenigen Tagen, hatten aber den Verdruß, Herrn Hoffmann zurüklaſſen zu müſſen, weil er ſeine Sachen, die er nothwendig bey ſich haben mußte, nicht mitnehmen konnte. Wir machten unſere Reiſe auf Schlitten, die von Elendthieren gezogen wurden. Unterwegs erfuhren wir von einem Coſaken, der expreß deswegen von Jakuzk uns nachgeſchikt wurde, die traurige und beunruhigende Nachricht, daß Hoffmann plözlich geſtorben ſey. Er überbrachte unſerm Führer ein Paket von mehreren von Hoffmann hinterlaſſenen Papieren, damit ſie jener dem Gouverneur zu Ochozk einhändigte, der, wie ſich der angekommene Coſack verlauten ließ, darinn erſucht wurde, uns nicht nach Kamtſchatka zu ſchicken. Dieſe Nachricht machte uns Sorge, es möchte ſich unter Hoffmanns Papieren einiges gefunden haben, das auf unſern Plan Bezug hätte, und veranlaßte uns zu dem Entſchluß, uns des ganzen Pakets zu bemächtigen. Ein Zufall erleichterte uns bald die Ausführung unſers Anſchlags. Als wir nemlich den Fluß Aldan in Boo-

ten überſezten, hatten die Coſacken die Bosheit, das Boot unſers Führers umzuwerfen. Mit groſſer Mühe erreichte er ſchwimmend das Ufer, und war hier genöthigt, ſeine Kleider zu troknen. Ich bediente mich dieſes Vorfalls, bewirthete ihn nebſt den übrigen Coſacken mit Brandewein, und brachte ſie durch Zuſpruch dahin, daß ſie berauſcht einſchliefen. Nun bemächtigten wir uns des Pakets, und des Briefs von dem Gouverneur von Jakuzk an den von Ochozk, der folgendermaſſen lautete:

„Die beyden Sottnicks Koloſow und Rostacynew führen ſechs Staatsgefangene auf Befehl des Senats nach Kamtſchatka, die ihr ohne Verzug ins Gefängniß ſetzen, und bis auf weitern Befehl ſtrenge verwahren müßt. Sie mißbrauchten die ihnen von mir vergönnte Freyheit in der Stadt herumzugehen, und ſuchten andere Verwieſene zum Aufſtand zu reizen. Beſonders iſt ein gewiſſer Moriz Auguſtowiz liſtig genug geweſen, den Wundarzt Hoffmann auf ſeine Seite zu bringen, und ihn zu dem Entſchluß zu überreden, bey ihrer Ankunft in Kamtſchatka mit allen Verwieſenen auf einem Schiff zu entfliehen. Ich erhielt durch einen Verwieſenen, dem ſich Hoffmann vor ſeinem Tod entdekt hat, von dieſem abſcheulichen Anſchlag Nachricht. Nach ſeinem Tod habe ich verſchiedene Papiere unter ſeinen Sachen gefunden, die vielleicht dahin Bezug haben, die ich aber, weil ſie teutſch geſchrieben ſind, nicht verſtehe. Ich ſchicke ſie euch hiemit zu, in Hoffnung, daß ihr ſie werdet leſen können. Ich werde mit meinen nächſten Depeſchen einen Bericht von der Sache an den Senat abſtatten; bis aber von daher

Ver-

Verhaltungs=Befehle einlaufen, wird es höchſt nö=thig ſeyn, die Gefangenen ſtreng zu verwahren.„

In Hoffmanns Papieren fanden wir nichts, das uns hätte verdächtig machen können; wir begnügten uns daher, den Brief des Gouverneurs mit folgendem zu vertauſchen:

„Die beyden Sottnicks, Koloſow und Rostarguew führen ſechs Staatsgefangene, die auf Befehl des Senats nach Kamtſchatka geſchikt werden. Die nähere Bekanntſchaft mit dieſen Leuten hat mich ſehr eingenommen, beſonders für die zwey Fremden, die blos als Kriegsgefangene anzuſehen ſind. Ich empfehle ſie daher angelegentlich auch eurer Freundſchaft, mit der Verſicherung, daß ſie von der ihnen vergönnten Freyheit keinen üblen Gebrauch machen werden. Der Wundarzt Hoffmann, der im Begrif war, nach Kamtſchatka zu reiſen, iſt plözlich geſtorben, und ich wußte niemand, den ich an ſeine Stelle ernennen könnte. Einer von den Gefangenen verſteht die nemliche Kunſt, und ich glaube, es würde wohl gethan ſeyn, ihn dem Gouverneur von Kamtſchatka zu empfehlen. Die eingeſchloſſenen Papiere ſind von dem verſtorbenen Hoffmann, und ich ſchicke ſie euch, um ſie überſetzen zu laſſen, und dadurch Erläuterung über ſeinen Nachlaß zu erhalten; denn ich vermuthe, daß er mit zu der Geſellſchaft der Jäger gehört hat.„

Als wir dieſen Streich ausgeführt hatten, waren wir auſſer aller Furcht, um ſo mehr, da unſere Führer beym Erwachen keine Veränderung an dem Paket bemerkten. Wir ſezten unſere Reiſe im Frieden fort, und kamen nach vielen alle Beſchreibung überſteigenden Mühſeligkeiten den 16 October in Ochozk an.

Der Stadthalter dieſer Provinz, Plenisner, erzeigte uns ohne Zweifel durch den unterſchobenen Brief aufgemuntert, alle Höflichkeit; er vertheilte und in die Häuſer wohlhabender Einwohner, und geſtattete uns die Freyheit, in Begleitung einer Wache, wann und wohin es uns gefiele, auszugehen. So angenehm uns der Aufenthalt zu Ochozk verſtrich, ſo wenig hatten wir doch Luſt, ihn lange zu genieſſen, weil die nächſten Depeſchen von Jakuzk ſehr mißlich für uns ausfallen konnten; wir baten daher einſtimmig den Gouverneur um Beſchleunigung unſerer Abreiſe. Er gewährte unſere Bitte, und beförderte uns ohne Aufſchub an Bord des Paketboots St. Peter und Paul. Auf unſerer Fahrt erhob ſich ein heftiger Sturm, der uns den groſſen Maſt zerbrach, die Kreuz-Stange nahm, und blos den Beſans-Maſt noch ließ. Der Kapitain, der gleich deu Matroſen beſoffen war, kroch auf den Lärm, der bey dieſem Vorfall entſtand, aus ſeiner Cajute hervor, fiel und brach den Arm. Hierdurch ward er unfähig zum Dienſt. Wir verdoppelten bey der drohenden Gefahr unſere Kräften, und leiſteten ſo viel, daß die Matroſen, ſo beſoffen ſie waren, ſich uns verpflichtet fühlten. Da der Kapitain ſein Amt nicht verſehen konnte, übertrug er mir öffentlich die Führung des Schiffs, und ich hatte auch das Glük, es des zugefügten Schadens ungeachtet, noch ganz in den Bolſchaja-Fluß zu bringen.

3. Kap.

Ankunft zu Kamtſchatka — Verbindung der Verwieſenen — Glück im Schachſpiel — Gewogenheit des Gouverneurs und Liebe ſeiner Tochter gegen den Grafen.

Am 3. Dec. wurden wir in Kamtſchatka ans Land geſezt, worauf bald ein Ruſſiſcher Offizier mit 10 Ko-

ſacken in einem Fahrzeug erſchien, um die angekommene Depeſchen und Gefangenen zu übernehmen. Ein gewiſſes Etwas, wie er ſich ausdruckte, das dieſer Offizier an mir fand, machte ihn neugierig mich zu fragen, wer ich ſey? Ich antwortete ganz laconiſch: Ein Soldat, ehmals ein General, jezt ein Sklave. Dieſe Antwort nahm ihn für mich ein, ſo daß er mich nebſt meinen Gefährten zum Mittags-Eſſen mitnahm. Nach dieſem brachte er uns in ſeinem Fahrzeug nach der Stadt Bolſchorezkoi Oſtrog. Unterwegs begegneten uns mehrere Boote mit wohlgekleideten Männern, die gleichfalls Verbannte ſich über unſere Ankunft höchlich freuten in der Hofnung, in unſerer Geſellſchaft einigen Troſt zu finden. Sie machten uns eine rührende Beſchreibung ihrer Lage und der grauſamen Behandlung, welche ſie leiden mußten; und leyder überzeugte uns ihre Erzehlung, daß keine Sklaverey ſo ſchrecklich ſey als die in Kamtſchatka. Die Gleichheit unſers Schickſals machte uns bald zu Freunden, und ſtiftete die feſte Verbindung unter uns, die in der Folge uns unſere Freyheit bewirkte.

Den folgenden Tag wurden wir zu dem Gouverneur Herrn von Nilow geführt, der auf die Erzehlung des Schiffs-Kapitains, wie wichtige Dienſte ich bey der Ueberfahrt nach Kamtſchatka geleiſtet, mir als dem Retter des Schiffs dankte, und ſeine Gewogenheit auf die Zukunft verſprach. Hierauf ließ er uns durch den Kanzley-Secretair folgende Vorſchriften bekannt machen:

1.) Daß wir am folgenden Tag freygelaſſen werden, und auf 3. Tage Unterhalt bekommen würden, nachher aber ſelbſt für unſere Nahrung ſorgen müßten.

2.) Jeder würde von dem Kanzler eine Flinte, eine

Lanze nebſt einem Pfund Pulver und vier Pfund Bley, ein Beil, verſchiedene Meſſer, andere Werkzeuge und Tiſchlergeräth erhalten, womit wir uns Hütten bauen, und dieſelben in der Entfernung einer Meile von der Stadt anlegen könnten. Dafür aber mußten wir im erſten Jahr jeder 100 Rubel Werth an Pelzwerk erlegen.

3.) Jeder müßte wöchentlich einen Tag für die Regierung Frohndienſte thun, und keiner dürfe ohne des Gouverneurs Erlaubniß 24 Stunden lang von ſeiner Wohnung abweſend ſeyn.

4.) Jeder Verbannte ſoll der Kanzley jährlich 6 Zobelfelle, 50 Kaninchenfelle, 2 Fuchsbälge und 24 Hermeline liefern.

Hierauf entließ der Secretair unſere Wache, und ließ uns Lebens-Mittel auf 3 Tage, das heißt 9 Pfund getrocknete Fiſche, und die verſprochene Gewehre und Werkzeuge aus dem Magazin geben. Als wir von da weggiengen, traffen wir 20 Verbannte an, die auf einigen von Hunden gezogenen Schlitten unſere Ladungen abhohlten, uns ihre Hütten bis wir ſelbſt welche erbaut haben würden, zur Bewohnung anbotten, und zum Mittag-Eſſen mit ſich nahmen. Unſer Geſpräch betraf meiſt die Schilderung unſerer unglücklichen Lage, und die fürchterliche Behandlung, die ſelbſt nach dem Willen der Geſeze den Verbannten zugefügt wird, und endigte ſich mit dem Schwur ewiger Freundſchaft, um wenigſtens durch Theilnehmung das Leiden zu vermindern. Noch ward aber nichts von Freyheits-Planen geſprochen, ſo lebhaft mein Kopf ſich damit beſchäftigte, aus Sorge, es möchten einige unter der Geſellſchaft ſeyn, auf deren Treue und Verſchwiegenheit man ſich nicht verlaſſen könnte. Nach dieſer Geſellſchaft gien-

gen wir auseinander, wir Neuangekommene vertheilten uns, da wir noch keine eigene Wohnungen hatten, unter die Andere, und mich führte das Glück zu Herrn Kruſtiew, einem Mann von vielen Vorzügen des Herzens und Geiſtes, der auch eben deswegen von den übrigen Verwieſenen vorzügliche Achtung genoß. Ich äuſſerte gegen ihn meine Verwunderung, daß noch nie Plane zur Befreyung von den Verwieſenen entworfen und ausgeführt worden ſeyen, ward aber von ihm dahin belehrt, daß man eine Verbindung mehrerer zu einer ſolchen Abſicht nicht ohne groſſe Vorſicht wagen dörfe, da die Entdeckung einer Verſchwörung mit auſſerordentlichen Vortheilen für den Angeber begleitet ſey. Inzwiſchen trug ich kein Bedenken, ihm meinen und meiner Gefärthen Entſchluß zu entdecken, und ihn zur Verbindung mit uns einzuladen. Er nahm mit Freuden meinen Vorſchlag an, ſchwur mir plözlich auf den Knieen den Eid der Treue und des Gehorſams, und verſprach, die Geſellſchaft mit 20 andern Mitgliedern, auf deren Treue er ſich verlaſſen könne, zu vermehren, wenn wir ſie aufnehmen wollten. Mit Freuden nahm ich dieſen Antrag an, und ſchlug eine Verſammlung eines Ausſchuſſes der Geſellſchaft vor, damit man die Verbindung enger knüpfen könnte. Dieſer Ausſchuß, der aus mir, Panow, Baturin, Stefanow, Solmanow, Wynbladth, Kruſtiew und Waſilie, meinem alten Bedienten, beſtand, kam den folgenden Tag zuſammen. Dieſer Verſammlung ſtellte ich die Nothwendigkeit vor, ein Oberhaupt zu wählen, das die Pflicht auf ſich hätte, einen Plan zur Befreyung zu entwerfen, und alle mögliche Mittel und Künſte zu deſſen Beſchleunigung und Ausführung anzuwenden; dagegen mußte ſich jedes Mitglied durch einen feyerli-

chen Eid verpflichten, den Befehlen des erwählten Oberhaupts unbedingten Gehorſam zu leiſten, mit äuſſerſten Kräften ſelbſt mit Lebens-Gefahr an der Ausführung des Freyheits-Plans mitzuarbeiten, und das tiefſte Stillſchweigen über alles zu beobachten. Ferner ſchlug ich vor, daß dem Oberhaupt das Recht übertragen würde, jedem Mitglied, das ſich der Verrätherey ſchuldig machte, ungeſäumt die Todes-Strafe anzuerkennen und in Ausführung bringen zu laſſen, und daß, im Fall eines der Mitglieder durch Verrätherey in die Hände der Regierung fallen ſolte, dieſes das tiefſte Stillſchweigen über die Verbindung beobachten ſolle, und daß in dieſem Fall die Verbündeten alles auch mit Gefahr ihres Lebens anwenden ſollen, den Gefangenen entweder zu befreyen, oder ihm Gift und Waffen zuzubringen, damit er ſich ſelbſt aus der Unterdrückung losreiſſen könne.

Alle billigten dieſe Vorſchläge, und ſchritten zur Wahl des Oberhaupts, wo das einſtimmige Looß auf mich fiel. Ich allein gab meine Stimme Hrn Kruſtiew, weswegen er zum nächſten nach mir ernannt wurde. Hierauf leiſteten wir einander unſere Eide auf unverlezliche Beobachtung der vorgeſchriebenen Artikel. So weit waren wir ſchon den zweiten Tag unſerer Ankunft. Den folgenden machten wir Neu-Angekommene insgeſamt dem Gouverneur unſere Aufwartung. Da er hörte, daß ich verſchiedene Sprachen redete, machte er mich zum Sprachlehrer ſeiner Kinder, ſprach mich von aller öffentlichen Arbeit frey, und befahl, mir eben die Lebensmittel zu reichen, wie den Soldaten der Beſazung. Von ihm giengen wir zu dem Kanzler, der mit dem Koſacken-Hettman Koloſſow, um 500 Rubel die Parthie, Schach ſpielte. Sein Spiel ſtand ſchlecht,

und da er aus meinen Bemerkungen ſchloß, daß ich das Spiel gut verſtehen müßte, verſprach er mir 50 Rubel, wenn ich es noch gewinnen könnte. Der Hettman ließ ſichs gefallen, verlohr bald das Spiel, und ich erhielt 50 Rubeln. Der Hettman drang auf ein Gegenſpiel, verlohr aber wieder. So gewann ich drey Spiele hintereinander, die dem Kanzler 1500 und mir 150 Rubel eintrugen. Der Hettman, der gegen mehrere reiche Kaufleute ſchon groſſe Summen im Schach-Spiel verlohren hatte, baute auf meine Geſchiklichkeit einen Plan, ſein Geld wieder zu bekommen, und ſchlug mir vor, in ſeinem Nahmen mit jenen zu ſpielen, wofür er mir immer den fünften Theil des Gewinns auf der Stelle ausbezahlen wolle. Ich nahm dieſen Vorſchlag an, worüber er ſo erfreut war, daß er mich zum Eſſen mit ſich nach Hauſe nahm, und mich mit Butter, Fleiſch, Reiß und Brantenwein beladen nach Hauſe ſchickte. Als meine Gefärthen zu Haus die Menge Lebens-Mittel und die 150 Rubel ſahen, freuten ſie ſich unmäſig, und wir bauten ſchon eine Menge Luftſchlöſſer auf die Ausſichten, die ſich mir öffneten. Den folgenden Tag fieng ich meinen Unterricht mit den Kindern des Gouverneurs an. Unter ihnen war Aphanaſia, ein Mädchen von 16 Jahren, ſchön und liebenswürdig, die durch die Erzehlung meiner Schickſale, um die ſie mich alleſamt baten, die bitterſten Thränen vergoß. Der Gouverneur kam nachher ſelbſt, bezeugte mir ſeine Zufriedenheit über meine Lehrart, und ſchenkte mir eine Kamtſchadaliſche Sclavin und einen Schlitten mit zwey Hunden. Als ich mit dieſem neuen Fuhrwerk zu Hauſe ankam, riefen meine Gefärthen Wunder über Wunder aus, und glaubten uns vom Joch der Sclaverey ſchon ſo gut als befreyet.

Nur Panow dachte anders, und äuſſerte ſeine Beſorgniß, daß die Gunſt des Gouverneurs meinen Eifer für die Sache der Verbündeten ſchwächen könnte. Ich beruhigte ihn durch förmliche Erneurung meines Eids, und die Verſicherung, daß ich dem Wohl der Geſellſchaft ewig getreu bleiben, und alle Vortheile, die mir aus der Gewogenheit des Gouverneurs zuwachſen würden, zum Beſten derſelben anwenden wolle. Am nemlichen Tag ward mir von dem Hettmann und zwey der vornehmſten Kaufleute, Kaſarinow und Roskurakow, der Vorſchlag gemacht, eine öffentliche Schule für Rechnen, Erdbeſchreibung und Sprachen anzulegen, mit dem Anerbieten, mir ein vollſtändiges Haus zu bauen, es mit allem nöthigen Geräthe zu verſehen, und für ein jedes Kind monathlich 5 Rubel zu bezahlen. Ich nahm dieſen Vorſchlag gerne an, und gieng mit dem Hettmann und Kaſarinow in des erſtern Haus. Hier ward Schach geſpielt, und zwar machten der Hettmann und Kanzler in Geſellſchaft den Vertrag mit Kaſarinow auf 50 Parthien, deren jede 300 Rubel koſten ſolte. Ich mußte für die erſtere ſpielen unter der Bedingung, daß mir für jede gewonnene Parthie 60 Rubel ausbezahlt werden ſollen. Der Abend ward unter Muſik und Tanz zugebracht, wobey ſelbſt der Gouverneur mit ſeiner ganzen Familie gegenwärtig war. So lange dieſe Ergözung dauerte unterhielt ſich meine Schülerin Aphanaſia, wenn ſie nicht tanzte, immer mit mir. Ich mußte die natürliche Güte ihres Herzens eben ſo bewundern als ihre Schönheit, und ſahe ihre zärtliche Neigung gegen mich deutlich genug. Ihre Mutter kam endlich zu mir und flüſterte mir in gutem Teutſch ins Ohr: ich glaube, ihre Schülerin

wird ihre Freundin werden. Geben ſie nur Acht. Ich bin eine gütige Mutter —.

Da ich den folgenden Tag in des Gouverneurs Haus meine Lehrſtunden geendigt hatte, nahm mich die Gemahlin deſſelben auf ihr Zimmer, und erzehlte mir, daß ſie die Tochter eines nach Sibirien verwieſenen Schwediſchen Obriſten, und in frühen Jahren an Herrn Nilow vermählt worden ſey. Er ſey ein würdiger Mann, aber dem Trinken ergeben und dann unerträglich. Das kränkendſte für ſie ſey, daß er ihre beyden älteſten Töchtern an Offiziere, gleichfals Trunkenbolde verheyrathet, und ihrer jüngſten Tochter Aphanaſia ein gleich trauriges Schikſal beſtimmt habe. Sie bat mich daher, mein möglichſtes zu thun, um die Gunſt des Gouverneurs zu erhalten und ihn von ſeinem Entſchluß abzubringen. Ich verſprach der guten Mutter alles anzuwenden.

Den Tag darauf brachte Kruſtiew 15 Verwieſene, meiſt ehmals Männer von Stand und Anſehen, die an unſerer Verbindung Theil nehmen wollten. Der Ausſchuß ließ ſie den Eid der Treue ſchwören, und um die Verbindlichkeit noch ſtärker zu machen, ward ausgemacht, daß alle von der Ruſſiſchen Kirche zur Beichte gehen und das Sakrament empfangen ſollten, welches ihnen der Protopope, der gleichfals unter der Anzahl der Neuaufgenommenen war, in der Kirche reichte. Hierauf feierten wir ein kleines Feſt, dem auch der Gouverneur mit ſeiner Familie nebſt dem Kanzler und dem Hettmann und andern beywohnte.

Dieß war die Epoche, wo die Unabhängigkeit der Verbannten anfieng; denn der Gouverneur, der ſehr betrunken war, ſchwuhr, daß er mich zum Oberhaupt der Verbannten erklären, und daß er der hohen Re=

gierung Vorſtellungen thun wolle, daß mich der Senat in ſeine Dienſte nehme. Der Kanzler und Hettmann beſtärkten ihn in dieſem Vorhaben, und zum Dank gewann ich dieſen an dieſem Abend beynahe 7000 Rubel im Schach=Spiel.

4. Kap.

Gefahr der Verrätherey — des Meuchel=Mords — der Vergiftung — Förmliche Losſprechung von dem Verbannungs=Urtheil — Verlegenheit des Grafen wegen bevorſtehender Vermählung mit Aphanaſia — Freyheit der Verbannten, unter der Bedingung eine Kolonie anzulegen.

Da die Kaufleute, die mir den Vorſchlag zur Errichtung einer Schul=Anſtalt gemacht hatten, alles zu einem Haus nöthige Zimmerwerk ſchon fertig liegen hatten, ward das Haus in wenigen Tagen aufgeſtellt. Ich eröffnete daher am 14. Dec. meine Lehr=Stunden, und nahm Kruſtiew und Panow zu Gehülfen. Die Zahl meiner Schüler war 23, und unter ihnen die Kinder des Gouverneurs. Einige Tage nachher bat mich Sibaew einer der Verbündeten, eine Verſammlung zu beruffen, weil er etwas wichtiges vorzutragen habe. Ich beſtimmte dazu die nächſte Nacht um 11 Uhr, wo Sibaew erklärte, daß das Schiffsvolk eines Kaufmanns Tſchulosnikow von Ochozk um deſſen unmenſchlicher Behandlung willen den Entſchluß gefaßt habe, mit dem Schiff des Kaufmanns zu entfliehen. Zur Ausführung ihres Vorhabens wünſchten ſie einen Befehlshaber, und lieſſen den Grafen erſuchen, dieſe Stelle anzunehmen. Wir rathſchlagten, ob wir nicht dieſe Gelegenheit zur Ausführung unſers Plans benuzen, und uns dadurch die ſo ſehnlichſt gewünſchte Freyheit verſchaffen könnten. Alle beſchloſſen

meiner Meinung zu folgen, die dahin gieng: Sibaew ſoll dem Schifsvolk ſagen, daß ſich der Graf auf ihre Vorſchläge nicht einlaſſen könne, da die Verrätherey eines einzigen alle ins Unglük ſtürzen würde; zugleich bekam aber Sibaew die Weiſung, ſie für ſich in ihren Geſinnungen zu ſtärken, und zu bereden, daß der Graf doch endlich einwilligen würde, wenn ſie ihm unbedingten Gehorſam und Verſchwiegenheit gelobten. Den andern Tag kamen zwey dieſer Leute, baten mich fußfällig um meinen Beyſtand, und verſprachen, ſich durch den feyerlichſten Eid zu Befolgung aller meiner Befehle zu verbinden. Nun machte ich ihnen einige Hofnung, wenn ſie ihre Mitgenoſſen unter gleichem Eid verbindlich machten mir zu gehorchen, und dann ſollten ſie alle zu mir kommen, den Bundes-Eid zu leiſten. Ein paar Tage nachher kam der Kaufmann Tſchulosnikow zu mir, und machte mir Vorwürfe, daß ich ſein Schifsvolk zur Empörung gereizt hätte, und drohete, mich bey dem Gouverneur zu verklagen, wenn ich ihm die Rädelsführer nicht entdeckte. So mislich die Lage der Sachen war, ſo antwortete ich ihm doch dreuſt, daß es gleich groſſe Einfalt und Unverſchämtheit ſey, mich eines ſo dummen Unternehmens zu beſchuldigen. Ich erklärte ihm, daß ſeine Leute ſich an mich gewendet hätten, um bey meinem Hausbau etwas zu verdienen, und daß ich ſie auch dazu gemiethet hätte; drohte ihm aber zugleich, den Gouverneur zu bitten, ihn für ſeine Unverſchämtheit gegen mich und für ſeine Unmenſchlichkeit gegen ſein Schifsvolk zu beſtrafen. Ich gieng auch wirklich plözlich zu dem Gouverneur, um allen böſen Folgen vorzubeugen, und beklagte mich über die frechen Vorwürfe des Kaufmanns. Der Gouverneur ließ ihn gleich durch einen Soldaten

abholen, und drohte ihm, ihn gefangen zu ſezen, wenn er mich noch einmal beleidigte, und befahl ihm, ſein Schifsvolk gelinder zu behandeln, oder es dienen zu laſſen, wo es wolle. Der arme Tſchulosnikow mußte diß anhören, ohne daß er ein Wort ſagen durfte. Als ich nach Hauſe gieng, ward ich von ihm und ſeinem Vetter mit Prügeln und Meſſern angefallen. Da ich den Rücken frey zu erhalten wußte, brachte ich endlich lezterem mit meinem Stock einen Schlag an den Kopf bey, der ihn zu Boden ſtürzte, und dann grif ich den Tſchulosnikow wüthend an, und gab ihm ſo derbe Fauſtſchläge, daß er Blut ſpie und um ſein Leben bat. Uebrigens ward auch ich ſo zugerichtet, daß ich zehn Tage lang das Bett hüten mußte. Tſchulosnikow wurde, ſobald der Gouverneur den Vorfall erfuhr, feſtgeſezt, zu ſechsmonatlicher öffentlicher Arbeit verurtheilt, und ſein Vermögen eingezogen; ſein Vetter aber ſtarb in der nemlichen Nacht an ſeiner Kopf-Wunde.

Ein ähnliches Unglük drohte mir einige Tage nachher den 1. Jenner 1771. Ich hatte mehrere meiner Freunde zuſammengeladen, um einen frölichen Nachmittag mit ihnen zuzubringen. Wir tranken dabey Thee, und bedienten uns des Zuckers, den mir der Kaufmann Kaſarinow geſchenkt hatte. Eine Viertelſtunde nachher wurden wir mit den ſchröcklichſten Kolikſchmerzen und Erbrechen befallen. Weil uns der Gedanke kam, daß wir Gift könnten bekommen haben, verſchlukten wir eine gute Parthie Thran, worauf die meiſten Linderung der Schmerzen fühlten. Unſere Vermuthung ward zur Gewisheit, da wir einer Kaze und einem Hund von dem Zucker zu freſſen gaben, und dieſe in einer halben Stunde an Zuckungen ſtarben. So-

bald ich mich wieder erhohlt hatte, gieng ich zum Gouverneur, erzählte ihm den Vorfall und meinen Verdacht, und nahm einen der Zuckerhüte mit mir. Er wollte mir nicht glauben, daher bat ich ihn, er möchte Herrn Kaſarinow holen laſſen, und ihm Thee vorſezen, wobey dann zufällig erwähnt werden ſolle, daß ich dem Gouverneur einen Zuckerhut geſchenkt hätte. Der Gouverneur willigte ein, und lud zu dem Kaſarinow auch den Kanzler und Hettmann. Die Geſellſchaft kam, es ward Thee vorgeſezt, und der Gouverneur bemerkte, daß er das Vergnügen habe, ſeine Gäſte mit einem Zucker zu bewirthen, der ihm von einem Gefangenen geſchenkt worden ſey. Kaſarinow erblaßte und wollte keinen Thee annehmen. Da ihm der Gouverneur eine Taſſe aufdrang, warf er ſich ihm zu Füſſen, und geſtand, er habe den Zucker vergiftet, in der Abſicht, die Geſellſchaft von ſolch einem Scheuſal, als ich ſey, zu befreyen. Er verſicherte den Gouverneur, daß er von einem gewiſſen Piatſinin wiſſe, daß ich eine Verſchwörung angezettelt habe, und mit allen Verſchwornen entfliehen wolle. Der Gouverneur war zu aufgebracht, als daß er auf Kaſarinows Reden gehört hätte; er ließ ihn ins Gefängniß ſetzen, und befahl dem Kanzler, nicht nur ſein Vermögen einzuziehen, ſondern auch das Urtheil gegen ihn, als einen überwieſenen Gift-Miſcher auszufertigen. Ich gieng dann ſchnell nach Haus, verſammelte unſern Rath, unter dem der nemliche Piatſinin gegenwärtig war, entdekte ſeine Verrätherey, und die Verſammlung ſprach ihm das Todes-Urtheil, das auch des Nachts mit einigen Piſtolen-Kugeln vollzogen wurde. Kaſarinows Anklage zufolge ließ der Kanzler einen Koſacken rufen, der ebenfalls Piatſinin hieß, und verhörte ihn über die

Sache. Da aber dieſer kein Wort davon wußte, ward er wieder losgelaſſen, und ich für unſchuldig erklärt. Nun waren wir alle voller Freuden über die glükliche Rettung aus der Gefahr, worein uns Gift und Verrätherey beynahe geſtürzt hätten. Um auf die Zukunft unſere Plane mehr zu bedecken, und allem Argwohn vorzubeugen, beſchloſſen wir, daß der gröſte Theil der Geſellſchaft die Stadt Bolſcherezk verlaſſen, und den Winter in Niſchnei Oſtrog unter dem Vorwand der Jagd zubringen ſoll; Mit dem April ſollten ſie dann wieder zu uns ſtoſſen, weil alsdann der Hafen bald frey vom Eiſe ſeyn würde, und unſer Plan ausgeführt werden könnte. Dieſer Verabredung zufolge bat ich den Gouverneur um Erlaubniß zu ihrer Abreiſe, und erhielt ſie leicht.

In der Gunſt des Gouverneurs wußte ich mich täglich veſter zu ſezen. Selbſt da Aphanaſia einſt bey einer frölichen Geſellſchaft ihrem Vater aufrichtig erklärte, daß ſie nichts mehr wünſche, als mich glüklich zu ſehen, und diß Glük mit mir zu theilen, ward er zwar anfänglich entrüſtet, aber durch das Zureden des Kanzlers und Hettmanns endlich überredt, mein Verbannungs-Urtheil aufzuheben, und mich wegen Entdeckung der Gift-Miſcherey des Kaſarinow, den Geſetzen Peters I. gemäß, für frey zu erklären. Der folgende Tag ward gleich zu dieſer Feyerlichkeit beſtimmt. Als ich nach Hauſe kam, meinen Freunden mein Glük bekannt zu machen, fand ich zu meinem Erſtaunen ſtatt Frölichkeit, Trübſinn und Wuth auf ihren Geſichtern. Panow erklärte mir gleich mit wüthender Miene, daß ich als ein Verräther vor der Verſammlung erſcheinen, und nach meinen eigenen Geſetzen gerichtet werden müſſe. Ich gieng in die Verſammlung,

und erblikte zwey meiner Mitverſchwornen mit bloſſen Säbeln und einen Giftbecher auf dem Tiſch. Ich bath um Erlaubniß zu reden, und erzählte umſtändlich alles was in des Gouverneurs Haus meinetwegen vorgegangen war. Nun zeigte ſich Freude und Verwirrung in aller Geſichtern; Panow fiel mir zu Füſſen, und erzählte, daß ihm meine genaue Verbindung mit des Gouverneurs Haus längſt verdächtig geſchienen habe; deswegen ſey er mir dieſen Morgen nachgegangen, und da er vernommen, daß ich zufolge der Verordnung Peters I. in Freyheit geſezt werden ſoll, habe er nicht anders geglaubt, als ich ſey an ihnen zum Verräther worden. Die Furcht der Mitverſchwornen war nun zerſtreut, und ſie ergözten ſich an dem freudigen Gedanken, wie ſehr meine Freyheit die Ausführung unſers Plans erleichtern würde.

Den folgenden Tag ward ich mit groſſem Gepräng in den verſammelten Rath geführt, wo der Gouverneur eine lange Rede über die Milde der Rußiſchen Regierung, über die Gerechtigkeit ihrer Diener und über meine Verdienſte hielt; worauf der Kanzler die Befreyungs-Acte vorlas. Nach geendigter Vorleſung reichte mir der Gouverneur einen Spiegel zu küſſen, und dann umarmten mich alle Anweſende. Hierauf bat ich um Erlaubniß, etwas vorzutragen, und erklärte, daß, da ich die Verbindlichkeit fühle, den übrigen Theil meines Lebens dem Dienſt der Nation zu widmen, ich den Entſchluß gefaßt habe, auf der ſüdlichen Land-Küſte von Kamtſchatka den Kornbau einzuführen, einige Striche zu Waiden urbar zu machen, und Rindviehzucht in Aufnahme zu bringen. Um dieſen Plan auszuführen, bäte ich um die Erlaubniß, mich in jenem Land mit den übrigen Verbannten niederzu-

laſſen. Der Rath beſchloß die genauere Ueberlegung dieſes Vorſchlags, der allen ſehr nüzlich zu ſeyn ſchien, auf die nächſte Sitzung aufzuſchieben. Nach geendigter Rathsverſammlung ward ich mit andern zum Gouverneur zum Mittags-Eſſen eingeladen, wobey vorzüglich Aphanaſia mir wegen erlangter Freyheit ihre herzliche Theilnehmung bezeugte. Als der Gouverneur guter Dinge zu werden anfieng, erklärte er, daß er entſchloſſen ſey, ſeine Tochter mit mir zu vermählen, und nur noch ſo lange damit warten wolle, bis er von dem Stadthalter in Jakuzk Antwort erhalte, den er gebeten habe, mir die neu zu errichtende Stelle eines Oberpolizeydirectors zu ertheilen. Jeder von der Geſellſchaft war über dieſen Entſchluß erfreut, nur ich nicht. Ich hatte ein liebes Weib zu Hauſe, das vielleicht eben jezt der erſten Frucht unſerer Liebe das Daſeyn gegeben hatte; Freundſchaft und Pflicht rief mich auf, den Freyheits-Plan meiner Gefärthen zu verfolgen, und Eckel vor Kamtſchatkas Schnee-Wüſten machten mir den daſigen Aufenthalt verhaßt. Dieſe Geſinnungen frey zu erklären wäre thöricht, für mich und meine Gefärthen höchſt gefährlich geweſen; und doch erlag ich faſt unter den Vorwürfen, ein unſchuldiges, reizendes, liebenswürdiges Mädchen zu hintergehen. Das klügſte, was ich thun zu können glaubte, war, daß ich die Vermählung ſo weit als möglich hinauszuſchieben ſuchte.

Einige Tage nachher ward von dem Gouverneur und Rath mein Vorſchlag, eine Colonie der Verbannten anzulegen, unterſucht, und genehmigt. In einer förmlichen Acte ward erklärt, daß, da nach den Geſezen jeder Verwieſene, der dem Staat weſentliche Dienſte geleiſtet, von dem Verbannungs-Urtheil freygeſpro-

ſprochen werden könne, alle Verbannte, welche ſich nach dem mir zu Errichtung einer Colonie angewieſenen Landesſtrich, Lopatka, begeben, und das Land anbauen würden, von dem Verbannungs-Urtheile losgeſprochen ſeyn ſollten. Entzükt über die fröliche Botſchaft, die ich meinen Freunden in dieſer Nachricht überbrachte, eilten ſie in den Rath, ihre Erklärung darüber zu unterſchreiben, und erhielten dann ihre Freyheit. Nun machten ſichs die Vornehmſten der Stadt zum Geſchäft, unſern Plan zu befördern, und vertheilten unter uns zu dem Ende ein Geſchenk von 6000 Rubeln theils in Geld, theils in Lebensmitteln und andern zur Einrichtung unſerer Colonie erforderlichen Bedürfniſſe. Zugleich ward ich von der Familie und den Freunden des unglüklichen Kaſarinow aufs flehentlichſte gebeten, mich für ſeine Freyheit zu verwenden, und die Widerrufung des Urtheils, das ihn zur Bergwerks-Arbeit verdammte, zu bewirken. Sie erklärten, daß ſie den Gedanken an die Wiedererlangung ihres Vermögens (dann in dieſes hatten ſich der Gouverneur, Kanzler und Hettmann getheilt) ganz und gerne aufgeben würden, wann der Gouverneur den Kaſarinow zur Einforderung des Tributs in den Kuriliſchen Inſeln gebrauchen wollte. Dieſer lezte Umſtand machte es mir möglich, die Freyheit des Kaſarinow auszuwirken, mit dem Befehl, daß er auf 2 Jahre nach den Kuriliſchen Inſeln, als an einen Verbannungs-Ort, abreiſen ſollte. Unausſprechlich war die Freude des Kaſarinow und ſeiner Familie, da ich ihnen dieſe fröliche Nachricht brachte. Mit Freuden-Thränen umarmten ſie meine Kniee, und brachen in die lebhafteſten Ausdrücke der Dankbarkeit aus. Ein gewiſſer

Iwan Tſorni, ein Verwandter der Familie, kam gleichfalls zu mir, umarmte mich und ſagte: „ich wußte ſowol als Kaſarinow von deiner Verſchwörung, und hatte im Sinn, dich anzugeben, aber von der Vergiftung wußte ich nichts. Da nachher mein Freund ins Unglük durch dich gerieth, ſchwur ich dir den Tod. Deine Grosmuth gegen ihn hat mich mit dir ausgeſöhnt, und ich ſchwöre dir, alles, was ich weiß, geheim zu halten, und verpflichte mich auch zu deinem Dienſte, wo du es verlangen wirſt.„ Dieſe Erklärung ſezte mich in Erſtaunen, und ich antwortete blos, daß jezt andere Zeiten ſeyen, und das Vergangene vergeſſen ſeyn ſolle. Bey dem Gouverneur, der mich jezt nicht anders als Sohn nannte, mußte ich nun die Stelle eines Sekretairs vertreten, die eingeloffenen Berichte und Briefe leſen, ihren Inhalt ausziehen, und die nöthigen Antworten ausfertigen. Durch dieſe Veranlaſſung kam ich alle Tage in des Gouverneurs Haus, und blieb oft, wenn Geſellſchaft da war, bis in die ſpäte Nacht. Einmal war ich bis Morgens um 3 Uhr da geblieben, und wollte mich eben nach Hauſe verfügen, als Madam Nilow mich unter dem Vorwand zurükhielt, es möchte mir unterwegs ein Unfall begegnen. Ich ließ mir diß endlich gefallen, aber mein Erſtaunen war unbeſchreiblich, als mich die Mutter in Aphanaſiens Schlafzimmer führte, und es gleich wieder mit den Worten verließ: ich hoffe, daß Sie ſich klug betragen werden; doch da es rathſam iſt, daß ſie miteinander zu leben lernen, ſo glaubte ich, Ihnen kein beſſeres Nachtlager als hier anweiſen zu können. Dieſes ſonderbare Betragen hätte mir genug Stoff zu Betrachtungen gegeben, wenn mir meine reizende Geſellſchafterin Zeit dazu gelaſſen hätte. Sie hatte ſo viel

zu fragen, und ich ſo viel zu antworten, daß wir die Zeit ohne Schlaf zubrachten, und ich ſie erſt Morgens um 8 Uhr verließ.

Einige Tage nachher ſtellte uns der Gouverneur ein glänzendes Freudenfeſt wegen der Erhaltung unſerer Befreyung an, wobey 67 Perſonen, Herren und Damen, gegenwärtig wären. Als die Geſellſchaft auseinander gehen wollte, ſtellte Frau von Nilow ihre Aphanaſia als meine Braut vor. Diß zog mir von allen Seiten Glükwünſche und bey manchen Eiferſucht und Neid zu.

5. Kap.

Reiſe durch Kamtſchatka — Fernere Anſtalten zur Flucht — Innere Uneinigkeit — Bevorſtehende Kriſis — Aphanaſia entdekt das Vorhaben der Verbannten.

Am 17ten Jenner hatte der Gouverneur beſchloſſen, eine Reiſe durch Kamtſchatka zu machen, wohin ich ihn als Sekretair begleiten mußte, und die gehörige Reiſe-Anſtalten zu beſorgen hatte. Vor meiner Abreiſe hielt ich es für nöthig, eine allgemeine Verſammlung der Verbündeten zuſammen zu berufen, ihnen Klugheit und Verſchwiegenheit zu empfehlen, und Kruſtiew als das Oberhaupt während meiner Abweſenheit aufzuſtellen. Damit wir jede wichtige Nachricht einander mittheilen konnten, nahm ich mehrere Begleiter, unter dem Namen gemietheter Bedienten, auf eigenen Schlitten mit, die ich mit jedem Augenblick nach Belieben verſchicken, und auch im Nothfall zu meiner Vertheidigung gebrauchen konnte. Auf der Reiſe ſelbſt kam nichts Wichtiges vor, das hier eingerükt zu werden verdiente, als das, daß einer der Verſchwornen dem Gouverneur das ganze Geheimniß unſers

Bundes in einem Brief entdecken wollte. Glücklicherweiſe fiel dieſer in meine Hände. Ich ſchikte daher unverzüglich einen Vertrauten ab, der Verſammlung die Verrätherey zu entdecken, mit dem Befehl, den Treuloſen augenblicklich aus der Welt zu ſchaffen.

Sobald ich wieder zu Hauſe angekommen war, ſtellte ich in einer allgemeinen Verſammlung die Nothwendigkeit vor, ſolche Einrichtungen zu treffen, daß wir uns im Fall einer Verrätherey, der wir ſchon einigemal ausgeſezt waren, mit Gewalt gegen jeden Angrif vertheidigen konnten. Nun zeigte Meder an, daß er 100 Patrontaſchen fertig und jede mit 48 Patronen und 60 andern Ladungen verſehen hätte. Kruſtiew hatte 60 Meſſer, 18 Zoll lang, 3 Zoll breit, zuſammengebracht; zudem hatten wir 16 Paar Piſtolen, 36 Beile, und 100 Picken. Unſere Geſellſchaft belief ſich auf 59, die alle entſchloſſen waren, einander mit ihrem Leben beyzuſtehen; wir waren daher ſtark genug, jedem Angrif zu widerſtehen, ſobald wir uns beyſammen fanden. Es wurden deshalb alle Abweſende zuſammenberufen, und um unſere Abſichten ſoviel möglich zu verbergen, ward der Gouverneur in einer Bittſchrift gebetten, uns zur Anlegung unſerer Colonie ein Schif zur Fortſchaffung unſerer Sachen und Lebens-Mittel zu geben. Der Gouverneur ertheilte uns die Antwort, daß er uns kein Schif, ſondern blos einige groſſe Bote geben könnte, die uns übrigens bey Farthen längſt der Küſte weſentlichere Dienſte thun würden. Dieſe Antwort benahm uns alle Hofnung ein gröſſeres Fahrzeug mit Güte zu bekommen, wir beſchloſſen daher, unſere Abreiſe ſo lang als möglich zu verzögern, bis wir Gelegenheit fänden, ein bewafnetes Fahrzeug mit Gewalt wegzunehmen. Da nun unſere Anſtalten immer wich-

tiger und die Lage der Sachen mislicher wurde, machte Panow den Vorſchlag, mir eine uneingeſchränkte Vollmacht zur Ausführung unſers Plans zu übertragen, ohne daß ich immer nöthig hätte, meine Maasregeln vorher öffentlich bekannt zu machen. Alle, nur nicht Stefanow, gaben ihre Einwilligung zu dieſem Vorſchlag, vielmehr erklärte dieſer mit wüthender Geberde, daß ich mein Anſehen auf eine grauſame und niederträchtige Art mehrmals misbraucht hätte, daß er mich deswegen von Herzen haſſe und glaube, daß jeder anderer eben ſo gut Anführer der Geſellſchaft ſeyn könnte. Mehrere ſuchten ihn zu vernünftigerer Geſinnung zu bringen, aber vergebens; vielmehr gerieth er immer mehr in Wuth, und forderte mich endlich zum Zweykampf heraus. Ich glaubte jezt meine Entſchloſſenheit zeigen zu müſſen und nahm die Ausforderung an. An einem beſtimmten Plaz vor der Stadt beſchloſſen wir in Geſellſchaft vieler unſerer Freunde die Fehde mit dem Säbel auszumachen. Stefanow gieng mit vieler Kühnheit auf mich los, allein beym erſten Hieb brach ſeine Klinge. Ich trat nun zurück, um ihm zu zeigen, daß ich keinen Vortheil aus ſeiner Entwafnung ziehen wolle; der Elende ſchoß aber eine Piſtole nach mir ab, die mich am Arm ſtreifte. Nun faßte ich ihn, warf ihn nieder, entriß ihm die zweyte Piſtole, die er eben gegen mich losbrennen wollte, und übergab ihn dann meinen Gefärthen mit der Bitte, ihm das Leben zu ſchenken. Den folgenden Tag forderte ich Stefanow öffentlich auf, die Urſache ſeines Haſſes gegen mich bekannt zu machen. Er erklärte mit der gröſten Kühnheit, daß blos Eiferſucht wegen des Vorzugs, den mir die liebenswürdige Tochter des Gouverneurs gebe, die Urſache ſeines Haſſes ſey, den er auch ſolang ich lebe,

nicht werde unterdrücken können. Er bäte mich daher ernſtlich, wenn mir mein Leben lieb wäre, das Seinige nicht zu ſchonen. Verſchiedene ſtellten ihm ſeine Thorheit vor, aber alle ſeine Antworten zeugten von Verzweiflung. Aus Mitleiden verſicherte ich ihn endlich mit freundlichen Worten, daß ich zwar die Tochter des Gouverneurs ſehr ſchäze, aber nicht geſonnen ſey, ſie je zu heyrathen. Auf dieſe Antwort ſtürzte er mir zu Füſſen, bath mich um Verzeihung, und ſchwur mir unbedingten Gehorſam. Demohngeachtet ſtand es kaum etliche Tage an, als Stefanow einen ähnlichen aber noch gefährlicheren Vorfall veranlaßte. Madam Nilow hatte eine Schlittenpartie veranſtaltet; um mir ein paar neugebaute Häuſer zu zeigen, die ſie ohne mein Vorwiſſen für mich und meine künftige Frau hatte zurüſten laſſen. Als dieß Stefanow, der gleichfalls bey der Geſellſchaft war, hörte, fuhr er in voller Wuth nach Haus. Kruſtiew, der nichts Gutes vermuthete, folgte ihm, konnte es aber ſchon nimmer verhindern, daß nicht Stefanow einem vorbeygehenden Soldaten zurief, er möchte ihm mit Cameraden zu Hülfe kommen, weil er der Regierung wichtige Geheimniſſe zu entdecken hätte. Während dieß geſchahe, eilte Sibaew mir Nachricht von dem gefährlichen Vorfall zu geben. Ich erzehlte hierauf dem Gouverneur, der von meiner bisherigen Geſchichte mit Stefanow noch nichts wußte, alles was bisher zwiſchen ihm und mir vorgefallen war, und ſagte ihm, daß Stefanow nun abermals einen Anſchlag auf mein Leben gefaßt hätte. Der Gouverneur wollte ihn gleich ins Gefängniß ſchicken; ich bat ihn aber blos um eine Vollmacht dazu, weil dieſer Vorfall dienen konnte, mein Anſehen bey meinen künftigen Coloniſten zu befeſtigen. Sobald

der Kanzler dieſe Vollmacht verfertiget hatte, eilte ich nach Haus, und fand mehr als 50 Soldaten bey unſern Wohnungen, die ſich mit meinen Gefärthen zankten, aber auf Vorzeigung meiner Vollmacht ſich plözlich zerſtreuten. Nun berathſchlagten wir, was mit Stefanow, dieſem für uns Alle ſo gefährlichen Menſchen, anzufangen ſey. Mehrere ſtimmten darauf, ihn umzubringen, ich aber ſchlug aus Achtung gegen Panow, deſſen Anverwandter er war, vor, ihn zum Tode zu verurtheilen, aber ſtatt des Gifts ihm blos ein Brechmittel zu geben. Mein Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall. Vier bewafnete brachten Stefanow gebunden; er ſchien anfangs zimmlich geſezt zu ſeyn, als er aber den Giftbecher auf dem Tiſch ſahe, erblaßte er. Ich ſtellte ihm ſein Verbrechen vor, Kruſtiew und die ganze Geſellſchaft überhäuſten ihn mit den bitterſten Vorwürfen, wobey er in Ohnmacht fiel. Als er ſein Todesurtheil hörte, und den Giftbecher trinken ſolte, ward er wieder ſo ohnmächtig, daß ich fürchtete, das Brechmittel möchte ihm in dieſer Angſt tödtlich werden, und um Verzeihung für ihn bat. Herr Meder mußte ihm hierauf zur Ader laſſen, welches aber eine heftige Krankheit nicht verhindern konnte, an welcher er bis zu unſerer Abreiſe darnieder lag.

Da wir den Gouverneur durch nichts dahin bringen konnten, uns ein gröſſeres Fahrzeug zu überlaſſen, ſo entſchloſſen wir uns endlich bis zur Abfahrt des Paketboots St. Peter und Paul zu warten, das bis in der Mitte des Mays fertig werden ſolte, und nur 22 Matroſen und einige Reiſende am Bord hatte. Damit wir uns dieſes Schifs leichter bemächtigen könnten, ſuchten wir den Capitain Tſchurin durch Geld auf unſere Seite zu bringen, und mehrere unſerer Gefärthen

mußten ſich als Matroſen auf das Schiff annehmen laſſen. Weil es ſehr wahrſcheinlich war, daß wir nicht durch Liſt im Verborgenen, ſondern durch Gewalt unſere Befreyung würden zu erkämpfen haben, ſezten wir unſere Waffen und Kriegsvorrath in den nöthigen Stand, und beſchloſſen, daß im Fall es zu Thätigkeiten käme, der linke Flügel unter Wynbladth aus 18 Mann, das Zentrum unter meiner Anführung aus 20, und der rechte Flügel unter Kruſtiew aus 18 Mann beſtehen ſolte; auch verfertigten wir einige Petarden, wenn wir etwa in die Nothwendigkeit verſezt werden ſollten, die Thore des Forts zu ſprengen. Je mehr ſich unſere Plane ihrer Reife und Ausführung näherten, deſto niederſchlagender ward für mich der Gedanke an die uneingeſchränkte Gunſt des Gouverneurs, an die auſſerordentliche Güte, die mir die ganze Familie erwieß, und was mich am meiſten ſchmerzte, der Gedanke an die redliche ſich jezt ſo glüklich fühlende Liebe der guten Aphanaſia, die ich — hintergehen mußte. Ich ſah völlig ein, daß unſere Flucht den Sturz des Gouverneurs verurſachen mußte, da der Hof ihm allein gewiß die Schuld zuſchreiben würde. Schlug unſer Unternehmen fehl, ſo blieb uns nichts übrig, als das Fort anzugreifen, und dieß konnte nicht ohne Lebensgefahr für die geſchehen, denen ich ſo viel Dank ſchuldig war. Auf der andern Seite konnte ich ohne meyneidig zu ſeyn, meine Gefärthen nicht verlaſſen, und zwar jezt um ſo weniger, da die Sache ſchon ſo weit gediehen war. Kruſtiew ſuchte mir dieſe Unruhen zu benehmen, da er mir vorſtellte, daß, da auch der Kanzler und Hettmann dießfalls verantwortlich wären, ſo würden ſie in ihrem Bericht an den Hof nichts von der Freundſchaft des Gouverneurs für mich erwäh-

nen. Käme es zu Thätigkeiten, ſo würden wir entweder alle zuſammengehauen oder Herren des Landes werden. Im leztern Fall könnte ich den Gouverneur mit Gewalt mitnehmen, und ihm bey meiner Ankunft in Europa meine Dankbarkeit hinreichend beweiſen. Dieſe Vorſtellungen gewährten zwar meinem Verſtand Beruhigung, aber nicht meinem Herzen. Beſonders ſchmerzlich war folgender Vorfall für mich. Einer der Verſchwornen Nahmens Kudrin war in das Kammer-Mädchen der Fräulein von Nilow verliebt, erzehlte ihr, daß er in meiner Geſellſchaft Kamtſchatka verlaſſen, und ein frölicheres Leben in Europa finden würde, und bat ſie, ihm dahin zu folgen. Das Mädchen erzehlte dieſe Neuigkeit ihrem Fräulein, die dann ganz auſſer ſich vor Verzweiflung zu mir kam, und mir mit den bitterſten Thränen erklärte, daß ſie, nicht um mir Vorwürfe zu machen, ſondern um von mir auf ewig Abſchied zu nehmen, gekommen ſey. Bey dieſen Worten ward ſie ohnmächtig. Als ſie wieder zu ſich gekommen war, fragte ſie mich, ob ſie dem, was ſie gehört habe, glauben dörfe? Ich warf mich ihr zu Füſſen, und bat ſie, mich ruhig anzuhören, und dann zu urtheilen. Sie würde ſich erinnern, ſagte ich, in welchem Rang und Reichthum ich in Europa geſtanden; dieß würde mich längſt bewogen haben, meine Befreyung mit der gröſten Gefahr zu ſuchen, wenn nicht ihre Liebe mir den Stand der Sklaverey angenehm gemacht hätte. Nun aber wünſchte ich meine Freyheit, um ſie an meinem Vermögen und Range Theil nehmen zu laſſen. Auf Kamtſchatka könne ich ihr nichts anbieten, denn auf ihres Vaters Güte wäre nicht lange zu rechnen, da ſein Nachfolger alles, was jener zu meinem Vortheil verfügt hätte, widerrufen

könnte; zudem wiſſe ſie wohl daß in den Augen der Ruſſen alle Verbannte ehrlos wären. Dieſen Entſchluß hätte ich ihr nicht verhehlen wollen, aber jezt hätte ich es noch nicht für tauglich gehalten, ihn ihr zu entdecken. Bey dieſer Verſicherung fiel ſie mir um den Hals, und verſprach, mir bis ans Ende der Welt zu folgen. Nach dieſem Vorfall bat ich ſie innſtändigſt, ihrem Mädchen das ſtrengſte Stillſchweigen aufzulegen, dem unvorſichtigen Kudrin aber, den ich nicht als Verräther beſtraffen wollte, verſprach ich, daß er ſein Mädchen mitnehmen dörfe, wenn er in Zukunft ſeine Pflichten gewiſſenhafter beobachte.

6. Kap.

Der Kanzler bekommt wiederholte Nachricht von den Abſichten der Verbannten — Die Gefahr wird glüklich abgewandt — Ausbruch der Verſchwörung — Eroberung der Veſtung — Tod des Gouverneurs — Anſtalten zur Abreiſe von Kamtſchatka.

Nach dieſem Vorfall berief ich in der Nacht alle Verſchwornen zuſammen, empfahl ihnen aufs dringendſte die tiefſte Verſchwiegenheit, und bezeugte ihnen meine Furcht, daß uns ein unglüklicher Zufall begegnen möchte. Ich bath daher jeden, inskünftige nie allein zur Stadt zu gehen, und ſich immer ruhig zu Hauſe und in der Nähe ihrer Anführer aufzuhalten, damit ſie bey jedem vorkommenden Zufall gleich beyſammen wären. Meine Sorge war nicht ungegründet, denn kaum hatte ich die erſt erwähnte Gefahr, verrathen zu werden, glüklich abgewandt, als ſchon wieder eine andere drohte. Es hatte nemlich einer Nahmens Kutnetſchow, ein Verbündeter, eine Liebſchaft mit der Schweſter eines Feldwebels Nahmens Kusmin, welcher Kutnet-

ſchow verſprochen hatte, ſie mit ſich nach Europa zu nehmen, wenn es ihm gelienge, ſich Freyheit zu verſchaffen. Dieſe Unterredung behorchte Ismailow, der Neffe des Kanzlers, der ebenfalls in jenes Mädchen verliebt war. Zugleich war ein Vertrauter Stefanows, der ihm zu der Zeit, da er ſo ſehr mein Feind war, entdekte, daß ich mit Kutnetſchow aus Kamtſchatka zu entfliehen beſchloſſen hätte. Eiferſucht gegen den Nebenbuhler und Haß gegen mich veranlaßten dieſen Ismailow, das Geheimniß dem Kanzler zu entdecken. Sobald ich hievon Wind bekam, eilte ich zum Kanzler, um wo möglich die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Er empfieng mich zwar höflich, aber mit ſichtbarer Zurükhaltung und Verwirrung, machte verſchiedene verfängliche Fragen an mich, und erklärte endlich, daß man in der Stadt ſehr verſchiedentlich und zwar nicht zu meinem Vortheil von meiner vertrauten Bekanntſchaft mit Kutnetſchow ſpreche. Dieſem Vorwurf glaubte ich mit einer entſcheidenden Antwort begegnen zu müſſen. Ich erzehlte daher, daß ſein Neffe und Kutnetſchow zugleich einen vertrauten Umgang mit der Schweſter des Feldwebels Kusmin hätten, und daß jener daher dieſen wohl würde anzuſchwärzen geſucht haben. Ich könnte nicht bergen, ſezte ich bey, daß, da ſein Neffe dieſes ſoweit unter ſeinen Stand erniedrigte Mädchen zu heyrathen gedachte, ich Herrn Kutnetſchow beredet hätte, ſie mit nach Ochozk zu nehmen, und ſie ſich dort antrauen zu laſſen. Der Kanzler, der mir aufmerkſam zugehört hatte, umarmte mich, dankte mir, daß ich dieſe ſchimpfliche Heyrath hintertrieben, und ſagte, daß, wenn ich ihm nicht die Augen geöffnet hätte, er einen gefährlichen Schritt gegen mich hätte thun können, da ihn ſein

Neffe von meiner Schuld mit ſo vielen Gründen zu überzeugen geſucht hätte. Gleich nach dieſem Vorfall ſtimmte ich Herrn Kutnetſchow und das Mädchen, eben ſo zu reden, wenn ſie von dem Kanzler verhört würden. Dies geſchahe wirklich gleich den folgenden Tag; und da auf ihre Auſſagen der Kanzler ſeinen Neffen für ſchuldig hielt, ſchickte er ihm den Befehl zu, nach Werchnei-Oſtrog unverzüglich zu gehen, und nie ohne ſeine Erlaubniß nach Bolſcherezk zurükzukehren. Kaum war dieſer Sturm vorüber, als unſerm Vorhaben ſchon wieder ein anderer drohte. Ismailow, der Neffe des Kanzlers, war nemlich ein Vertrauter zweyer Verbannten, Nahmens Boskarew und Zablikow, die mit jenem den Plan der Verſchwörung von Stefanow erfahren hatten. Da Stefanow krank war, glaubten ſie, daß er von mir, um eine Entdeckung zu verhindern, blos gefangen gehalten werde, und ſchrieben ihm daher, daß ſie ihn entweder aus ſeiner Gefangenſchaft befreyen, oder ſeinen Tyrannen ums Leben bringen wollten, und dißfals ſeine Antwort erwarteten. Stefanow gab dieſen Brief Herrn Panow, der dann auf meinen Befehl in Stefanows Nahmen antwortete, daß er ſie beſchwöre, ſich nicht an mir zu vergreifen, indem ich ſein Freund, Wohlthäter und Retter ſeines Lebens worden ſey, daß ſie aber zu ihm kommen ſollen, wobey ſie Gelegenheit haben würden, mich kennen zu lernen, und ſich vielleicht zu ihrem Vortheil mit mir zu verbinden. Sie kamen unverzüglich zu Stefanow, der mich zu ſich vor ſein Bett bitten ließ, mir die beyden jungen Leute als ſeine Freunde vorſtellte, und meiner Freundſchaft empfahl. Sie verbanden ihre Bitten mit Stefanows ſeinen, und ſchwuren mir unverbrüchlichen Gehorſam.

Den andern Tag beſuchte ich den Gouverneur, der mir unverhohlen ſagte, daß der Kanzler von Sinnen ſeyn müſſe, weil er mich im Verdacht hätte, daß ich davon gehen wolle. Ich lachte darüber, und bat ihn, den Kanzler hohlen zu laſſen, wo ich ihm meine Unſchuld völlig beweiſen wolle. Der Kanzler kam, verſicherte, daß er von meiner Schuld völlig überzeugt ſey, und mich des Verbrechens überführen könnte. Er hohlte dann einen Brief aus ſeiner Taſche von ſeinem Neffen, worinn er ſeine erſte Beſchuldigung wiederholte, und ſich auf das Zeugniß der Herren Zablikow und Boskärew berief. Der Gouverneur ſtuzte gewaltig; ich bat ihn aber, dieſe beyde Herren hohlen zu laſſen, und in meiner Abweſenheit zu verhören, und verſicherte mit dreiſter Mine, daß, ohngeachtet ſie vertraute Freunde meines unverſöhnlichen Feindes Stefanow ſeyen, ſie doch mit Wahrheit die Auſſage des Kanzlers nicht würden beſtätigen können. Die beyden Zeugen kamen, und ich entfernte mich. Der Kanzler zeigte ihnen den Brief; ſie antworteten: ſie kennten zwar die Handſchrift, aber vom Innhalt wüßten ſie nichts. Stefanow, ihr Freund, hätte ſich oft über mich beſchwert, und daher wären ſie meine Feinde worden; zudem hätte Ismailow ihnen vor einigen Tagen eine erdichtete Geſchichte erzählt, um ſie noch mehr gegen mich aufzubringen. Da ſie aber den Ungrund derſelben erfahren, wollten ſie ihre Feindſchaft gegen mich aufgeben, und Herrn Ismailow gelegentlich deshalb Vorwürfe machen. Der Gouverneur entließ ſie, und konnte kaum dahin gebracht werden, ſich mit dem beſchämten Kanzler, der demüthig um Verzeihung bat, wieder auszuſöhnen.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall erfuhr ich, daß der Hettman nach Werchnei = Oſtrog gereißt ſey, um eine Unterſuchung wegen einer von mir zur Verbergung unſers Vorhabens veranſtalteten Meuchel=Mords S. 52. Unterſuchungen anzuſtellen. So gewiß ich verſichert ſeyn konnte, daß man mich der That nie würde überweiſen können, ſo ſicher konnte ich doch annehmen, daß die Ausſage des Botten, dem ich den an den Gouverneur gerichteten Brief abnahm, mich bey den Bemühungen des Kanzlers und Hettmanns, die auf meine Schritte zu wachen anfiengen, unfehlbar ſtürzen könnte. Die Gefahr ſchien mir jezt um ſo näher zu ſeyn, da auch Ismailow wieder bey dem Kanzler war, und dieſen von der Zuverläßigkeit der Verſchwörung zu überzeugen ſuchte. Um einen Angriff, dem ich mit Wahrſcheinlichkeit entgegen ſahe, abzuhalten, theilte ich der ganzen Geſellſchaft Gewehre nebſt Pulver und Bley aus, und ſtellte des Nachts ſtarke Wachen aus, die die Runde machen mußten. Den Tag darauf kam Aphanaſia heimlich zu mir, erzählte, ihre Mutter habe geweint, und ihr Vater habe auf eine Art mit ihr geſprochen, daß ſie glauben müſſe, er wiſſe von unſrer Verſchwörung. Sie beſchwor mich, nicht ins Fort zu kommen, wenn man mich rufen lieſſe, und falls es zu Thätlichkeiten käme, für mein und ihres Vaters Leben Sorge zu tragen. Ich dankte ihr aufs zärtlichſte für ihre Sorgfalt, und bat ſie, mir ein Zeichen zu geben, wenn die Regierung den Entſchluß faſſen ſollte, mich in Verhaft nehmen oder angreifen zu laſſen. Sie verſprach mir in dieſem Fall ein rothes Band zu ſchicken. Jede Nachricht, die ich einzuziehen ſuchte, beſtätigte meinen Verdacht, daß man ſich meiner zu bemächtigen ſuche; und den Tag darauf ſchikte mir

Aphanaſia ein rothes Band durch ihr Mädchen. Wenige Stunden nachher ließ mich der Gouverneur durch einen Feldwebel zum Frühſtük bitten, ich entſchuldigte mich aber um einer Unpäßlichkeit willen, mit dem Zuſaz, daß ich morgen dies Vergnügen zu haben hofte. Der Feldwebel rieth mir, in Güte zu gehen, weil ich ſonſt mit Gewalt geholt werden würde; ich ſagte ihm aber kurz, daß er meine Antwort überbringen ſolle. Mittags kam der Hettmann, ſuchte mich zu überreden, mit ihm ins Fort zu gehen, und ſezte traulich hinzu, daß der Kanzler wieder lächerliche Grillen im Kopf hätte, die ich leicht werde widerlegen können. Da ich mich abermals durch meine Unpäßlichkeit entſchuldigte, fieng er an zu drohen, mich durch ſeine Koſacken mit Gewalt hinbringen zu laſſen. Er rief wirklich ſeinen Leuten, ich aber pfif, und augenbliklich ſtürzten fünf meiner Gefärthen herein, und entwafneten den Hettmann und zwey Koſacken, die ich für meine Gefangenen erklärte. Des Abends ließ mir der Gouverneur ſagen, daß, wenn ich den Hettmann nicht in Freyheit ſezte, ich meine Kühnheit mit dem Leben bezahlen müſſe. Ich ſollte zu ihm kommen, und er verſpreche mir, wenn ich unſchuldig befunden werde, völlige Genugthuung. Ich ließ ihm ſagen, daß ich ohne meine Gefärthen nichts beſchlieſſen könne, und die heute noch um Rath zu fragen, ſeye zu ſpät. Des Nachts ſchikte ich ſechs meiner Gefärthen ab, um ſich des Kanzlers zu bemächtigen; er war aber im Fort; und dafür brachten ſie Ismailow, ſeinen Neffen, und den Boten, der als Zeuge gegen mich auftretten ſollte. Den andern Tag bekam ich zwey rothe Bänder von Aphanaſia, erfuhr aber zugleich, daß, da die Zeugen, Ismailow und der Bote nirgends zu finden ſeyen, man

vermuthe, daß ſie davon gegangen ſeyen, und ſich vor einer genauen Unterſuchung fürchteten; der Gouverneur halte mich ſelbſt für unſchuldig, und nur der Form wegen wolle er mich durch 4 Soldaten abholen laſſen, an die ich mich ergeben möchte. Ich verſprach zu gehen. Gleich nach dieſer Nachricht erhielt ich einen Brief von Aphanaſia, worinn ſie mir die Verſicherung gab, daß ihr Vater mehr als jemals für mich eingenommen ſey, und mich bitten lieſſe, zu ihm zu kommen. Auf dieſen Brief würde ich unverzüglich gegangen ſeyn, wenn ich nicht mehrere Stückchen rothes Band darinn gefunden und bald darauf gehört hätte, daß die Koſacken ihre Gewehre zurecht machten. Abends um 5 Uhr kam ein Korporal mit vier Grenadieren vor meine Thüre, und begehrte, ich ſollte nach meinem Verſprechen mit ihm gehen. Ich bat ihn hereinzukommen, und ein Glas mit mir zu trinken. Sobald er im Hauſe war, wurden ihm vier Piſtolen auf die Bruſt geſezt, und ein augenbliklicher Tod gedroht, wenn er nur einen Laut von ſich gäbe. Er ward hierauf in meine Kammer geführt und genau ausgefragt. Nach geendigtem Verhör mußte er jeden Soldaten einzeln hereinrufen, wodurch ich Herr des ganzen Kommandos wurde, das ich binden und in den Keller bringen ließ. Des Abends um 9 Uhr erfuhr ich, daß man ein Kommando nach dem Hohlweg zu, der uns von der Stadt trennte, marſchiren ſähe. Ich empfieng daſſelbe, mit einer Salve, die drey der vorderſten zu Boden ſtürzte; das übrige ganze Kommando warf ſich nieder, ohne ſich weiter zu rühren, und wartete in dieſer Stellung auf Verſtärkung. Wirklich erhielt ich auch um 11 Uhr Nachricht, daß Truppen uns in Rücken zu fallen im

Begrif wären, die, nach dem Geräuſch zu urtheilen, Kanonen mit ſich führten. Ich befahl daher Wynbladth, das Kommando im Hohlweg zu beobachten, und ich gieng mit der Abtheilung des Mittelpunkts dem Feinde entgegen. Als wir uns auf 50 Schritt genähert hatten, rief uns der Befehlshaber zu, uns zu ergeben. Ich antwortete: wir müßten zuvor die Bedingungen wiſſen u. ſ. w. Während dieſer Unterredung waren wir bis auf 15 Schritte an ſie gekommen, und gaben nun plötzlich Feuer. Diß ſezte unſere Feinde in ſolchen Schrecken, daß ſie ihre Kanonen verlieſſen, und nach dem Holz flüchteten. Dieſe Feigherzigkeit machte uns Muth. Ich verſammelte daher augenblicklich alle meine Leute, feuerte mit den Kanonen auf das Kommando hinter dem Hohlwege, und erhielt ſie dadurch in der Furcht, daß ſie nicht aufzuſtehen wagten, wodurch wir völlige Freyheit hatten, uns dem Fort zu nähern. Da die Schildwache uns mit Kanonen kommen ſahe, hielt ſie uns für das Kommando, und fragte: ob wir die Gefangenen mitbrächten. Auf meine Bejahung ließ die Wache die Zugbrücke nieder, wir drangen raſch ein, und machten die Wache, die nur aus 12 Mann beſtand, nieder. Ein Theil meiner Gefährten rükte auf die Kaſematten loß, worauf ich die Zugbrücke aufziehen ließ und eine Wache dazu ſtellte. Da ich jezt im Hof feuern hörte, und ſahe, daß meine Gefärthen die Petarde ans innere Thor ſchoben; ſo wagte ich es, durch ein offenes Fenſter hineinzuſteigen. Als Frau von Nilow und ihre Kinder mich erblikten, beſchworen ſie mich, den Gouverneur zu retten. Ich eilte nach ſeinem Zimmer, und bat ihn, in die Stube ſeiner Kinder zu gehen, um ſein Leben zu retten. Er antwortete

te: erſt wollte er mir mein Leben nehmen, und ſchoß eine Piſtole nach mir ab, die mich verwundete. Ich blieb nichts deſto weniger auf ſeine Rettung bedacht, und ſtellte ihm vor, daß aller Widerſtand vergeblich wäre. Seine Frau und Kinder baten ihn fußfällig, meinem Rath zu folgen; allein er ſtürzte während dieſem auf mich los, und faßte mich an der Kehle; ſo daß mir nichts übrig blieb, als mein Leben zu verlieren, oder ihn niederzuſtoſſen. In dieſem Augenblick ſprengte die Petarde das innere Thor, und Panow drang in das Zimmer, wo ich eben mit dem Gouverneur beſchäftiget war. Er bat ihn, mich loszulaſſen; da er aber nicht nachgab, ſpaltete er ihm den Schädel. Nun entſtand ein trauriger Auftritt, der mich bis ins Innerſte des Herzens erſchütterte. Frau von Nilow fiel mir zu Füſſen — ihre Töchtern wurden ohnmächtig, und ich ſelbſt konnte mich kaum auf den Füſſen halten. Panow, der diß bemerkte, ſuchte mich zu entfernen, bath mich, zu unſern Gefärthen zu eilen, die ſich noch mit den Soldaten herumſchlugen; und verſprach, unterdeſſen für Frau von Nilow und ihre Familie zu ſorgen. Als ich in den Hof kam, fand ich ihn mit Todten und Verwundeten bedekt, und erfuhr, daß unſere Gefärthen beſchäftiget wären, ein unterirdiſches Gewölbe zu ſprengen, wohin ſich einige Soldaten geflüchtet hätten. Ich eilte, dieſe Unglüklichen zu retten. Plözlich entſtand wieder Lärm, man hörte regelmäßige Salven, die nicht von unſern Leuten kommen konnten, und die Wache ſchrie unaufhörlich: Feinde, Feinde. Als ich auf das Banket an den Palliſaden ſtieg, ſahe ich einen groſſen Haufen Koſacken, die ſich zum Angriff anrüſteten. Wynbladth mußte daher alle unſere Gefärthen zuſammenrufen, und blos vier Mann bey den Solda-

ten in der Kaſematte laſſen. Unterdeſſen mußte ich einen ſehr lebhaften Angriff aushalten. Zum Glük waren die Leitern der Koſacken zu kurz, und die Dunkelheit der Nacht verſtattete ihnen nicht, die ſchwächſten Stellen des Forts aufzuſuchen. Ihr beſtändiges Feuer leitete uns bey der Richtung der Haubitzen, womit wir in 10 Minuten 14 Mann tödteten, ohne daß von unſerer Seite ein einziger geblieben wäre. Als endlich Wynbladth mit 22 unſerer Gefärthen ankam, brachten wir zwey Dreypfünder auf die Bettung, und 6 Schüſſe aus dieſen waren hinreichend, unſere Feinde zu vertreiben. Da wir aber einen zweyten Angriff zu befürchten hatten, führten wir alle Kanonen im Fort auf, und luden ſie. Sobald dieſe Anordnungen geſchehen waren, ließ ich mir von der Frau von Nilow die Erlaubnis ausbitten, ihr aufwarten zu dörfen. Ich fand ſie auf dem Bette liegend, warf mich ihr zu Füſſen, und bat ſie, mir den Tod ihres Gemals nicht zuzurechnen, da ſie geſehen hätte, wie ſehr ich mit Gefahr meines eigenen Lebens auf ſeine Erhaltung bedacht geweſen wäre. Bey allem ihrem Kummer machte ſie mir keine Vorwürfe, ſondern fragte nur nach ihren Kindern, die Panow in ein anderes Zimmer hatte bringen laſſen. Während dieſer Unterredung gieng die Nachricht ein, daß der Hettmann, den einige ſeiner Leute aus dem Gefängniß befreyten, mit allen Koſaken, 700 bis 800 Mann ſtark, die Stadt verlaſſen, ſich nach einer Anhöhe, eine halbe Meile weit vom Fort, gezogen, und den Entſchluß gefaßt habe, uns von da aus auszuhungern. Da dieſe drohende Gefahr einen ſchnellen Entſchluß forderte, ſchlug ich vor, einige 20 Mann in die Stadt

zu ſchicken, alle Frauen und Kinder in die Kirche zu treiben, und um dieſe allen hölzernen Hausrath und andere brennbare Materialien zuſammenzuhäufen. Dieß konnte alles vor Tages-Anbruch geſchehen, worauf man den Frauen andeuten müßte, daß ſie ſich zum Tode zu bereiten hätten, weil der Widerſtand ihrer Männer uns zu dieſer Härte zwänge. Nach dieſer Erklärung konnte man ihnen den Vorſchlag thun, drey aus ihrem Mittel nebſt 12 jungen Mädchen an ihre Männer, Geliebten und Väter zu ſchicken, um ſie zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Alle billigten dieſen Vorſchlag, und Panow nahm deſſen Ausführung über ſich. Unterdeſſen ließ ich nach meiner Wunde ſehen, die ich bey meiner bisherigen Geſchäftigkeit ganz vergeſſen hatte. Herr Lapin erklärte, daß ſie gefährliche Folgen haben könnte, da ich das Blut hätte gerinnen und gefrieren laſſen. Ich mußte mich daher ans Feuer ſezen, bis es wieder aufthauete, welches mir fürchterliche Schmerzen verurſachte, und dann nahm Lapin die Kugel heraus. Da ich um des Verbands willen nicht laufen konnte, ließ ich mich in ein Bett tragen. Morgens um 8 Uhr beſuchte mich Frau von Nilow. Die nächtliche Anſtrengung und der groſſe Blutverluſt hatten mein Geſicht mit Bläſſe bedeckt. Wie ſie mich in dieſer Geſtalt erblickte, vergaß ſie ihren Kummer, lief auf mich zu, tröſtete und verſicherte mich, daß ſie mich für ganz unſchuldig an dem Tode ihres Gemals erkenne. Da aber das Publicum, fügte ſie bey, ſich hievon nicht leicht überzeugen würde, ſo wäre ſie entſchloſſen, ſich gleich nach Beerdigung ihres Gemals, wozu ſie um meine Erlaubniß bat, ſich zu entfernen. Ihre Tochter aber hienge ſo ſehr an mir, daß ſie ſich nur den Vorwürfen

ihrer Familie ausſezen würde, wenn ſie von mir getrennt würde, daher wollte ſie mir ſie übergeben, in der Hoffnung, daß ich mein Verſprechen erfüllen würde. Ich that alles um ſie zu beruhigen. Als ſie weggegangen war, erklärte mir Aphanáſia, daß ſie mir bis ans Ende der Welt folgen wolle, aber um ihre Mutter vor den Vorwürfen des Publicums zu ſchüzen, bâte ſie mich, ſie entführen zu laſſen; welches ich ihr gerne verſprach. Während dieſer Zeit ſchickte ich Einen meiner Leute mit einer Trommel und mit den Frauens-Perſonen, die im Nahmen der Eingeſperrten ihre Männer und Vätter zur Unterwerfung bereden ſolten, an die Feinde ab, und ließ ſie auffordern, die Waffen niederzulegen; widrigenfals würde bis um 10 Uhr die Kirche mit den Ihrigen im Feuer ſtehen. Um Ein Viertel auf 10 Uhr war noch keine Antwort von den Koſacken da; ich ließ daher drey Klafter von jedem Winkel der Kirche anzünden. Um halb Zehn meldete man mir, daß man auf dem Berg mit verſchiedenen Schnupftüchern an Stangen gebunden, Zeichen gâbe; drey Viertel auf 10 Uhr ſahe man mehrere unbewafnete Koſacken dem Fort zu laufen, und um 11 Minuten nach 10 Uhr erſchienen zwey, ganz auſſer Athem vor mir, mit der Nachricht, daß mein Vorſchlag angenommen worden, und mit der Bitte, den Befehl, das Feuer anzuzünden, noch eine halbe Stunde aufzuſchieben. Bald darauf kam der ganze Haufe unbewafnet herbey, lieferte Geiſeln ab, und brachte den Hettmann gebunden. Nachdem alles in Ruhe war, ließ ich die Kaſematte öfnen, aus welcher 42 Soldaten und der Kanzler hervorkrochen, der dem Hettmann Geſellſchaft leiſten mußte. Den Tag darauf wurde das Leichenbegängniß des Gouverneurs mit der grösten Pracht ge-

feyert, dem ich, meiner Schwachheit ungeachtet, auch beywohnte. Dadurch verfiel ich aufs neue in ein heftiges Fieber, das mich 3 Tage nicht zur Beſinnung kommen ließ. Nachdem ich mich wieder erhohlt hatte, meldete mir Panow, daß meinen Befehlen gemäß die Korvette St. Peter und Paul in Beſiz genommen, das Inventarium vom Magazin fertig, und unſere Gefärthen jezt beſchäftiget wären, Lebensmittel auf unſere Reiſe zuſammenzubringen. Frau von Nilow wäre abgereist, aber kurz vorher noch bey mir geweſen, wobey ſie, ohne ein Wort zu reden, bitterlich geweint habe. Den Abend vor ihrer Abreiſe hätte er Fräulein Aphanaſia durch ein Fenſter unvermerkt abhohlen laſſen, worauf ihre Schweſtern einen groſſen Lerm gemacht, und die Mutter ihre Abreiſe beſchleuniget hätte. Seit dieſer Zeit habe Aphanaſia mein Bett nicht verlaſſen, bis Herr Meder ſie heute verſichert habe, daß ich auſſer Gefahr ſey, worauf ſie ſich zur Ruhe begeben. Des Mittags kam Aphanaſia zu mir, und gab mir mit kummervollem Blick aber mit vieler Standhaftigkeit einen Brief, wobey ſie ſagte: Vergeben ſie mir den erſten Ausbruch des Schmerzens — künftig ſollen ſie weiter keine Schwäche von mir zu befürchten haben. Der Brief war von Stefanow, der ihr meldete, daß ich verheyrathet wäre, und ihr daher kein anſtändiges Schickſal verſchaffen könnte. Sie dürfte mir daher ohne Schande nicht folgen, allein er würde ſie mit meinem Blute rächen, und ſobald ſeine Geſundheit hergeſtellt ſeyn werde, ihr ſeine Hand anbieten. Dieſe Entdeckung ſezte mich in die äuſſerſte Verlegenheit; ſie ſelbſt aber, die gute Seele! ließ mich daraus, indem ſie mir erklärte, ſie würde deswegen nicht unglüklich ſeyn, ſondern fortfahren mich zu lieben. Da ſie meine

Gattin nicht werden könne, ſo bäte ſie mich, ſie als meine Tochter zu lieben und mitzunehmen, und ihr zu erlauben, daß ſie Mannskleider tragen dörfte, um mir weniger zur Laſt zu fallen. Ich geſtand ihr alles zu, verſicherte ſie meiner aufrichtigſten Freundſchaft, und entſchuldigte das bisherige Verhehlen meiner Verheyrathung ſo gut ich konnte. Den andern Tag erſchien ſie als Mann gekleidet und bewafnet, was ihre Reize noch um vieles erhöhte, und erhielt den Nahmen Achilles. Stefanow ward wegen ſeiner abermaligen Treuloſigkeit und Undankbarkeit in einem über ihn gehaltenen Gericht dahin verurtheilt, daß er an keiner Verſammlung und an keinem Kommando bey unſerer Geſellſchaft Antheil nehmen ſoll. Während dieſer Zeit waren aller Proviant, Munition und ſonſtige Bedürfniſſe die ſich in den Magazinen der Veſtung vorfanden, an Bord geführt, und zu dem eine ſolche Menge Pelzwerk zuſammengebracht, die uns wegen unſerer Verſorgung bey unſerer Ankunft in Europa ganz beruhigen konnte. Vor unſerer Einſchiffung ließ ich einen feyerlichen Gottesdienſt halten, und bey Vorleſung des Evangeliums alle meine Gefärthen von neuem den Eid der Treue ſchwören. Nachher wurden die Geiſel in Freyheit geſezt, und wir giengen den 11. May an Bord.

7. Kap.

Abfarth von Kamtſchatka — Aufenthalt auf der Berings-Inſel — Gefährliche Schiffarth — Ankunft in Japan.

Den 12. May 1771. verlieſſen wir Kamtſchatka in der Korvette St. Peter und Paul. Ich war Ober-, Graf Kruſtiew Unterbefehlshaber, und auſſer uns waren 73 dienſtverrichtende Perſonen, 9 Frauenzimmer und 12 Paſſagiere, unter denen Ismailow, der Neffe des

Kanzlers war, im Ganzen alſo 96 Menſchen an Bord. Wir hatten mehrere Tage trübes neblichtes Wetter mit Regen und Schnee, und bekamen endlich d. 19. May die Berings = Inſel zu Geſicht. Ungefehr eine halbe Meile von der weſtlichen Küſte gieng ich vor Anker, und ſchickte Panow mit 10 Mann in einem Boot ans Land, mit dem Befehl, mir durch drey Salven ein Zeichen zu geben, ſobald ſie einen bequemen Aufenthalts = Ort daſelbſt gefunden hätten. Ich hörte bald das verabredete Signal, näherte mich einer Bucht, und gieng von da aus ans Land. Ohngeachtet mich Panow verſicherte, daß er keinen Menſchen auf der Inſel gefunden habe, ſchickte ich doch einige Leute auf Unterſuchung der Inſel aus, und ließ andere eine Hütte und Oefen zum Brodbacken bauen. Gegen Abend kam die ausgeſchickte Mannſchaft zurück, und erzehlte, daß ſie eine Hütte entdeckt, und daſelbſt einen Hund nebſt einem Brief unter einem Faß gefunden hätten. Ich erbrach den Brief, und las folgendes:

„Geſundheit und Heil allen denen, die auf dieſer Inſel landen! Ich berichte Ihnen hiemit, daß das Schiff Eliſabeth, welches 1769 unter meiner Führung aus dem Hafen Ochozk ſeegelte, nach vielen durch Sturm erlittenen Beſchädigungen ein ganzes Jahr lang auf dieſer Inſel blieb. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, es wieder zu unſerer Rückfarth in Stand zu ſezen, zerſchlugen wir es und bauren Böte daraus, in welchen ich mich jezt auf eine Reiſe nach der Inſel zu begeben gedenke, die gegen Oſten liegt, in der Hofnung daſelbſt ein Schiff anzutreffen, in welchem ich nebſt meinen Gefärthen nach Hauſe zurückkehren kann.

Geſchrieben den 24. Jan. 1771.

Evan Ochotyn, Kapitain.

Dieſer Brief, der noch friſch geſchrieben zu ſeyn ſchien, und die Nachricht meiner Leute, daß ſie noch ganz friſche Fußſtapfen im Schnee bemerkt, brachten mich auf die Vermuthung, daß vielleicht Ochotyn, von dem ich ſchon mehreres vorher gehört hatte, oder wenigſtens einige ſeiner Leute noch auf der Inſel ſeyn könnten. Ich ſandte daher 5 Mann wobl bewafnet nach verſchiedenen Gegenden aus, und gab ihnen Einladungs-Schreiben an Ochotyn oder ſeine Leute mit. Den andern Tag morgens hörten wir nach der Süd-Seite der Inſel verſchiedene Schüſſe. Ich ließ plözlich Lerm ſchlagen, und ſchickte Herrn Wynbladth an der Spize von 16 Mann in der Schaluppe nach der Süd-Spize der Bucht, und ich ſelbſt nahm mit 8 Mann in dem kleinen Boot den nemlichen Weg. Bey unſerer Ankunft an der Süd-Spize erblikten wir eine Baidare, die auf uns zu ruderte, und einer von den Leuten darauf rief uns zu, daß er einen Brief an den Befehlshaber der Korvette St. Peter und Paul habe. Dieſer Brief war von Ochotyn, und enthielt einen Glück-Wunſch wegen unſerer glüklichen Ankunft auf der Inſel, und eine Einladung zu ihm zu kommen. Die Ueberbringer dieſes Briefs nahm ich mit an Bord unſers Schiffes, und fand, als ich da ankam, meine Leute in gröſter Unordnung. Stefanow kam mir mit der Nachricht entgegen, daß Alexi Andreanow eine Meuterei angeſponnen habe. Bey weiterer Unterſuchung fand ich, daß Ismailow mit ſeinem Freund Zablikow und 15 andern ſich verſchworen, die erſte Gelegenheit abzuwarten, wo der gröſte Theil der Mannſchaft am Land, ich aber am Bord wäre, ſich dann meiner Perſon zu bemächtigen und nach Kamtſchatka zurükzukehren. Auf dieſe Nachricht bewafnete ich plözlich die

Vertrauteſten, ließ die Rädelsführer der Verſchwörung in Verhaft nehmen, und ihnen von einem Kriegsrath ihr Urtheil ſprechen. Dieſes gieng dahin, daß Jsmailow und der Kamtſchadale Pareneſchin auf der Jnſel zurückgelaſſen werden, die übrigen Theilhaber aber 50 Streiche erhalten, und dann wieder in ihre Stellen eingeſezt werden ſolten. Den andern Tag ſchickte ich Einen von Ochotyns Leuten wieder mit einem Brief zurück, und behielt die übrigen bey mir, ſo wie auch Ochotyn die Meinigen als Geiſel bey ſich behalten hatte. Jch bezeugte ihm in dieſem Brief meine Freude, ihn angetroffen zu haben, und bat ihn den folgenden Morgen um 6 Uhr ſich an der Südſpize der Bucht einzufinden. Jch vertraute das Commando des Schifs Herrn Panow; gieng dann an den beſtimmten Ort ab, und traf Herrn Ochotyn ſchon am Land. Er erzehlte mir hierauf ſeine Schikſale und ſeine Plane, die kürzlich darinn beſtanden: Ochotyn ſtammte aus einer Sächſiſchen Familie ab, die daſelbſt den Nahmen Leuchtenfeld führt, dienete als Kapitain unter der Kayſerin Eliſabeth, fiel in Ungnade, und ward nach Sibirien verwieſen. Jn Jakuzk erwieß man ihm die Gnade, ihn nach Ochozk zu ſchicken, wo er auf einem Schiff, das auf den Seeotterfang ausgieng, mehrere Reiſen machte. Auf ſeiner dritten Reiſe bemächtigte er ſich des Schifs, und nahm noch zwey andere weg, deren Mannſchaft ſich ihm unterwarf. Nun war er ſtark genug, ſich auf einer der gröſten Aleutiſchen Jnſeln niederzulaſſen, wo er ſich durch Verheyrathung ſeiner Gefärthen mit den Jnſulanerinnen Verbindungen zu verſchaffen wußte. Das Zutrauen, welches er auf die Einwohner ſezen konnte, hatte ihn zu dem Entſchluß gebracht, Kolonien anzulegen, und da es ihm dazu an den nö-

thigen Bedürfniſſen fehlte, hatte er im Sinn, nach Ochozk und Kamtſchatka zu gehen, dieſe beyden Niederlaſſungen zu zerſtöhren; und alles wegzuführen, was zu ſeinen Abſichten dienen könnte. Zur Ausführung dieſes Plans lud er mich ein. Ich antwortete ihm aber, daß es mich ſehr ſchmerze, ſeinen Abſichten nicht entſprechen zu können, da meine Lage eine ſchleunige Rükkehr nach Europa fordere. In Hinſicht der anzulegenden Kolonien aber rieth ich ihm, ſich an irgend eine Europäiſche Macht zu wenden und deren Unterſtüzung zu ſuchen. Ich bot ihm meine Dienſte hiezu an; er nahm ſie mit Dank an, und gab mir an einige Europäiſche Mächte Briefe mit. Ich erzehlte ihm alsdann auch meine Schickſale; hierauf ſchwuren wir uns ewige Freundſchaft, und giengen von einander. Als ich auf das Schif zurückgekommen war, ſchlug ich vor, die Inſel zu verlaſſen und unſere Reiſe nach China fortzuſezen, von wo aus wir am leichteſten nach Europa kommen könnten. Meine Gefärthen baten ſich Bedenkzeit aus, und erklärten hierauf, daß ſie eine Durchfahrt gegen Norden von Kamtſchatka aufſuchen wolten. Ich mußte ihrem Willen nachgeben, weil ich fand, daß ſie auch troz meiner Weigerung dieſen Plan ausführen würden; erklärte aber zugleich, daß ſich unüberwindliche Schwierigkeiten bey dieſem Vorhaben zeigen würden. Den nemlichen Tag erhielt ich von Ochotyn Nachricht, daß Stefanow ihm geſchrieben und gemeldet habe, daß er nebſt einem Theil der Schifsgeſellſchaft entſchloſſen ſey, zu ſeiner Parthie überzugehen. Stefanow, der Unrath merkte, verlangte mit mir allein zu ſprechen, unterrichtete mich von einer Verſchwörung, die er entdeckt, und verſicherte mich, daß er mich nie mehr verlaſſen würde. Ich be-

zeugte ihm mein Erſtaunen über ſeine Dreuſtigkeit, zeigte ihm den Brief von Schotyn, ſagte aber dabey, daß ich alles vergeſſen, und dieſen neuen Beweiß ſeiner Treuloſigkeit geheim halten wolle, wenn er in Zukunft ſeinen Pflichten getreuer zu bleiben verſpreche. Durch meine Nachſicht gerührt, warf er ſich mir zu Füſſen, geſtand ſein Vergehen, und verſprach alles Gute.

Den 25. May giengen wir bey wolkichtem Wetter und dickem Nebel unter Segel, und richteten unſern Lauf nördlich. Meine Prophezeyung, daß wir auf dieſer Farth unüberwindliche Hinderniſſe antreffen werden, gieng nur zu bald in Erfüllung. Eisſtücke von ungeheurer Grösſe, die ganze Berge um das Schif bildeten, brachten unſerem Schif einen groſſen Leck bey, ſo daß wir nicht von den Pumpen gehen durften, und mit jedem Augenblick unſerm Untergang entgegen ſahen. Dieſe Gefahr wurde noch vermehrt durch heftige Windſtösſe, die unſere vorderſte Seegel-Stange und den Beſaan-Maſt fortrieß. Morgens früh lag das Schiff ganz auf der linken Seite, und zu unſerem Glück ſahen wir, als der Tag anbrach, daß ſich ein Stück Eiß zwiſchen dem Ruder und Hinterſteven eingeklemmt hatte. Ich ſchickte zwey unſerer Leute hin, es wegzuſtoſſen, und dadurch brachten wir das Schiff wieder auf die rechte Seite. Durch dieſe beſtändige Gefahren wurden meine Gefärthen abgeſchreckt, den Weg weiter nach Norden fortzuſezen, und baten mich innſtändigſt, eine andere Richtung zu nehmen. Dieß gab mir erwünſchte Veranlaſſung, ihnen über das geringe Zutrauen, das ſie in mich geſezt, Vorwürfe zu machen, und ihnen die gefährlichen Folgen vorzuſtellen, die nothwendig daraus entſtehen mußten, wenn ich zum zweitenmal gezwungen würde, mich ihrer Will-

kühr zu überlaſſen. Sie fanden meine Vorſtellung gegründet, und verſprachen mir auf die Zukunft unbedingten Gehorſam.

Nach vielen überſtandenen Gefahren entdeckten wir endlich den 6. Junius Land, und eine Bucht, in der wir ankerten. Da unſer Schiff erſtaunlichen Schaden gelitten hatte, befahl ich es auszuladen, und zu kalfatern. Unterdeſſen unterſuchte Kutsnetſchow mit einigen Gefährthen das Land, fand in einer Entfernung von 4. Meilen einen bewohnten Ort von 14 Hütten, traf aber nur eine alte Frau und einige Kinder an, da die übrigen Einwohner geflohen waren. Als das Kalfatern geſchehen war, wurde das Schiff wieder eingeladen, und hierauf lichteten wir den 9ten die Anker. Wir ſegelten nun raſch Süden zu, und konnten uns bald des Genuſſes eines milderen Clima freuen. Das Wetter war meiſt abwechſelnd, artete aber einmal in einen heftigen Sturm aus, der uns nur geringe Hoffnung zur Rettung übrig ließ. Den 19ten entdekten wir endlich eine Inſel, die ich für eine von denen hielt, wovon mir Ochotyn geſagt hatte; ich ſchikte daher Wynbladth und Kutsnetſchow mit 16 Mann in der Schaluppe ans Land, Erkundigung einzuziehen. Abends kam Kutsnetſchow nebſt zwey Booten zurück, die von den Inſulanern geführt wurden, und zwey Ruſſen an ihrer Spize hatten. Er brachte mir die Nachricht, daß die Inſel die groſſe Kadick heiſſe, und daß gegen Süd-Oſt noch eine andere liege, welche die Inſulaner die Inſel der ſchwarzen Füchſe nenneten. Er erzehlte, daß die Bewohner der Inſel ihnen ihre Landung anfänglich mit Gewalt verwehren zu wollen geſchienen, aber auf die Erklärung, daß wenn ſie zu Ochotyns Parthie gehörten, ſie ſeine Freunde anerkennen möchten, ihnen

alle Höflichkeit erwieſen hätten. Die beyden Ruſſen ſagten mir, daß Ochotyn ihr Befehlshaber ſey, und daß auch die Tajone des Landes ſich ſeiner Oberherrſchaft unterworfen hätten. Sie bathen mich hierauf, ich möchte ihnen überzeugende Beweiſe geben, daß ich wirklich eine Zuſammenkunft mit ihrem Befehlshaber gehabt hätte. Ich zeigte ihnen alsdann einen Brief, den mir Ochotyn an den Tajon von Uruſumir mitgegeben hatte: worauf ſie kein ferneres Mißtrauen in mich ſezten, und ſich erboten, als Lootſen das Schiff nach Uruſumir zu bringen. Mit gröſtem Vergnügen nahm ich diß Anerbieten an, und überließ mich ihrer Führung. Den Tag darauf kamen wir der Inſel nahe, und ankerten in einer kleinen Entfernung vor der Küſte. Die Ruſſen giengen mit Hrn. Kutsnetſchow ans Land, um den Innwohnern und Ochotyns Gefärthen Nachricht von unſerer Ankunft zu geben, und auf dieſe Weiſe alle Unruhe zu verhüten. Kutsnetſchow kam nach einigen Stunden zurück, und meldete mir, daß die unter Ochotyn ſtehende Ruſſen ſowol als die Einwohner der Inſel ihnen allen Beyſtand verſprochen hätten, daß ich aber den Tajon wegen ſeiner entfernten Wohnung nicht eher als den folgenden Tag ſehen könne. Auf dieſe Nachricht gieng ich ans Land, nahm alle, bis auf 28, die das Schiff bewachen mußten, ſelbſt auch die Frauenzimmer und Kranke mit, und befahl das ganze Schiff auszuräumen. Meinen Leuten ließ ich ein Lager aufſchlagen, mir aber und den Kranken und Frauenzimmern wurden ordentliche Wohnungen angewieſen. Den andern Tag erhielt ich Nachricht, daß der Tajon nebſt Ochotyns Frau und einer groſſen Anzahl Inſulaner auf dem Weg wären, mich zu beſuchen, und ward erinnert, daß es nicht übel an-

gelegt ſeyn würde, wenn ich den Vornehmſten einige Geſchenke machte. Den folgenden Morgen kam ein alter Mann, der Rußiſch ſprach, zu mir, mit einem Knaben von 12 Jahren, den er mir zum Geſchenk anbot. Ich äuſſerte meine Verwunderung, ihn Rußiſch ſprechen zu hören: worauf er mir erzählte, daß er in jüngern Jahren von den Koſacken entführt, und an einen Kaufmann verkauft worden ſey, der auf ſeiner Reiſe auf dieſer Inſel gelandet, und ihn zur Unterhandlung mit den Inſulanern gebraucht habe. Dieſer Gelegenheit habe er ſich bedient, und ſey bey ſeinen Landsleuten zurückgeblieben. Nachher habe ihm der damalige Tajon ſeine Tochter zur Frau gegeben, und als dieſer geſtorben, ſey er an ſeine Stelle zum Tajon erwählt worden. Um ſeines Alters willen habe er die Regierung ſeinem Sohn übertragen, und dieſer ſey nun vor allen Einfällen der Koſacken durch den Schutz eines groſſen Europäiſchen Tajons, der ſeine Tochter geheyrathet habe, geſchüzt. Hieraus ſchloß ich, daß er von Ochotyn rede, und ſagte ihm daher, daß ich dieſen Tajon ſehr wohl kenne, daß er mein Freund ſey, und mir einen Brief an ſeinen Schwiegervater mitgegeben habe. Auf dieſe Verſicherung umarmte mich der Alte, und eilte, dieſe fröliche Nachricht ſeiner Familie zu überbringen. Als er mich verlaſſen hatte, ließ ich durch die Frauenzimmer die Felle an die Luft hängen, und fand zu meiner groſſen Freude keines beſchädiget. Den andern Tag kam der Tajon mit zwey Ruſſen von Ochotyns Parthey und einem ſehr beträchtlichen Gefolge. Der gute Alte gieng voraus, und ſtellte mir Ochotyns Frau vor; ein gleiches that der Tajon mit ſeinen Kindern und einigen der vornehmſten Inſulaner. Nach dieſer Zeremonie ſchloß die ganze Geſellſchaft ei-

nen Kreis um den Tajon und ſeine Familie, und ich überreichte Ochotyns Brief. Ein Ruſſe las ihn vor, und der Alte überſezte ihn mit lauter Stimme. Ochotyn empfahl mich in demſelben ſeinem Schwiegervater aufs dringendſte, und verſicherte ſeine Frau, daß er noch vor dem erſten Schnee zurückkommen und ſie umarmen werde. Sie weinte vor Freuden, und bewies, daß man oft unter den ſogenannten Wilden mehr aufrichtige Zärtlichkeit und Freundſchaft findet, als unter den ſogenannten geſitteten Nationen. Der Tajon bot mir hierauf ein Freundſchafts-Bündniß an, das ich annahm, und durch folgende Zeremonie beſtätiget wurde. Er ließ 7 aus Fellen verfertigte Gefäſſe bringen, unſer Geſicht daraus zu waſchen. Der Tajon nahm Eins, vertheilte die fünf andere an fünf verſchiedene Oberhäupter, und das ſiebende gab er mir. Hierauf wurde Feuer herbeygebracht; jeder nahm eine Kohle und rief aus: mit Feuer, gleich dieſem wollen wir die Koſacken verbrennen. Die Zeremonie endigte ſich dann damit, daß 7 Pfeile unter uns vertheilt wurden, die wir zerbrachen, mit dem Beyſatz: unter uns ſind Waffen unnüz! Alsdann wurden Steine herbeygebracht, und zum Andenken des Bundes aufgehäuft. Die Tajone bewirthete ich mit Brandewein, und unter die Inſulaner theilte ich wenigſtens 200 Pf. Taback aus. Des Abends ſchlugen die Inſulaner ihr Lager auf einer Anhöhe auf, und fiengen bey dem Schlagen einer Trommel zu tanzen an. Bald darauf fiel einer um den andern, endlich auch ſelbſt der Tajon in Schlaf; welches die Wirkung eines Aufguſſes von Fliegenſchwamm war, den die Inſulaner bey feſtlichen Mahlzeiten zu trinken pflegen. Der gute Alte machte eine

Aus-

Ausnahm; ich unterhielt mich daher mit ihm, und fragte ihn, warum er den Knaben, den ich von ihm erhalten hätte, weggegeben habe. Er ſagte mir, daß der Knabe in dem groſſen Lande Alacſine (Amerika) gebohren, daſelbſt von den Aleuten, deren erklärte Feinde ſie wären, zum Gefangenen gemacht, und ihm von dem Tajon in Kadrit geſchenkt worden ſey. Dieſe Umſtände, befördchte er, möchten in der Zukunft üble Folgen für ihn veranlaſſen, und daher habe er beſchloſſen, den Knaben bey der nächſten Gelegenheit ſich vom Halſe zu ſchaffen. Ich nahm diß Geſchenk an, und erwiderte es mit einer recht hübſchen Flinte, 1 Pfund Pulver, 50 Kugeln, 5 Pfund Taback, und einer Bouteille Brandewein. Nachdem das Schiff wieder in vollkommenen Stand geſtellt, die Waſſer-Tonnen gefüllt, und die übrigen Bedürfniſſe nach Beſchaffenheit unſerer vorhabenden Reiſe herbeygeſchaft waren, ſchiften wir uns wieder ein, und lichteten den 26ſten bey ſchönem hellem Wetter den Anker. Sobald wir wieder auf der offenen See waren, wurde der mir geſchenkte Knabe getauft, und erhielt den Namen Zacharias. Einige Tage hatten wir ſchönes klares Wetter, aber auf dieſes folgte ein Sturm, der die Fock- und Beſaanmarsſtange fortriß, und unſer Schiff ſo erſchütterte, daß unſere Ladung aus ihrer Lage verrükt, und den Waſſer-Fäſſern der Boden eingeſtoſſen wurde. Dieſer lezte Umſtand und die Beſorgniß, daß unſere Tonnen im heiſſen Klima nicht zuſammenhalten würden, veranlaßte mich, immer nur einfache Portionen austheilen zu laſſen, um ſo viel möglich einem Waſſer-Mangel vorzubeugen. Allein Stefanow kam zu mir, und ſtellte mir im Namen der Geſellſchaft vor, daß ſie mit der bis-

herigen Portion Zwieback und Waſſer nicht ausreichten, daß ſie zweymal ſo viel foderten, und auſſerdem noch eine Portion Brandewein, um ſich munter und bey Muth zu erhalten. So ſehr mich dieſe unverſchämte Forderung aufbrachte, ſo ſuchte ich ihm doch durch alle mögliche Vorſtellungen zu beweiſen, daß ich ſie nicht gewähren könne. Taub gegen alle Gründe verließ er die Kajute mit den heftigſten Schimpfreden. Um allen üblen Folgen vorzubeugen, berief ich gleich die Oberhäupter der Geſellſchaft zuſammen, um mit ihnen die beſten Maasregeln zu überlegen. Wir waren kaum zuſammengekommen, als man uns meldete, Stefanow habe einen Theil der Mannſchaft durch die Verſicherung, daß wir dem Land nahe wären, dahin gebracht, ein Waſſerfaß anzuzapfen, um ihren Durſt zu löſchen; er habe, um das Volk gegen mich aufzubringen, gehäßige Urſachen, warum ich nicht landen wolle, angegeben, und ihm gerathen, mich zur Befolgung ihrer Befehle zu zwingen. Dieſe Nachricht bewog uns, auf das Verdeck zu gehen, und einer Empörung vorzubeugen. Aber hier fanden wir ſchon alle bewafnet, und Stefanow an ihrer Spize, der unter den heftigſten Flüchen und den tollſten Vorwürfen über mein bisheriges Betragen mir erklärte, daß die Geſellſchaft ihn zum Oberhaupt gewählt, und daß er mir nur deswegen das Leben ſchenke, um meine Leiden zu verlängern. Hierauf befahl er ſeinen Leuten, mich zu binden; zum Glück kamen in dem nemlichen Augenblick Andere von der übrigen Mannſchaft, die Kutsnetſchow herbeyhohlte, wohl bewafnet die Verdecks-Treppe herauf, und verhüteten weitere Gewaltthätigkeiten. Uebrigens waren wir nun auf dem Vorder-Kaſtell eingeſperrt, und mußten Augenzeugen der gröſten Unordnungen ſeyn, de-

nen Stefanow ſelbſt nicht abhelfen konnte. Seine Bande bemächtigte ſich nemlich dreyer Fäſſer Brandewein, und ſof, bis ſie ganz betrunken war. Als es Nacht wurde, legten ſich alle zur Ruhe, ohne auf Stefanows Vorſtellung zu achten. Dieſer Gelegenheit bedienten wir uns, Stefanow in Feſſeln zu legen, und an den Fock-Maſt anzuſchlieſſen. Des Nachts gieng die Tollheit noch weiter. Die Beſoffenen erwachten mit ſchrecklichem Durſt, brachen, noch immer betrunken, 14 Waſſerfäſſer auf, und tranken oder verſchütteten Alles, ſo daß uns nur noch dritthalb Faß übrig blieben. Des Morgens berief ich die ganze Geſellſchaft aufs Verdeck, und ſtellte ihnen das unüberſehbare Elend vor, in das uns alle Stefanows Tollheit verſezt habe. Die unglüklichen Menſchen, die die Fäſſer aufgeſchlagen hatten, wußten ſich ihres Verbrechens nicht mehr zu erinnern, brachen in die verzweifeltſte Klagen über ihre traurige Lage und in Verwünſchungen über Stefanow aus, und beſtanden darauf, ihn als den Urheber alles Unglüks am Leben zu ſtrafen. Mit äuſſerſter Mühe rettete ich ihn vom Tod, erklärte ihn aber für unwürdig der Geſellſchaft, und verurtheilte ihn, dem Koch als Gehülfe zu dienen. Das Schikſal milderte in Etwas die Angſt, in der wir wegen Waſſer-Mangels ſchwebten, indem uns der Himmel einen Regen beſcheerte, wo wir einige Fäſſer füllen konnten; auch meldete mir Herr Tſchurin, daß wir noch vier Faß übrig hätten, die ſich unter den Brettern gefunden hätten, welche die Kajute ſeiner Frau ausmachten. Ich befahl, dieſe Entdeckung geheim zu halten, um die Kranke und Frauenzimmer bey einbrechender Noth mit dieſem Vorrath zu laben.

Den 2ten Julius entdekten wir Land, und giengen in einiger Entfernung von demſelben vor Anker. Ich ſchikte gleich Kutsnetſchow im kleinen Boot ans Land, um einen Hafen zu ſuchen; aber der heftige Wind zerris unſer Kabbel=Tau, und trieb uns in See. Ich ließ mehrere Schüſſe thun, um das Boot zurückzurufen, und legte bey, aus Furcht, das Boot, das die Treueſten unſerer Gefärthen enthielt, zu verlieren. Da uns aber die Strömung ſtark ans Ufer trieb, ſpannte ich das Beſaan=Segel auf. Das Schiff litt ſehr, und wir waren in beſtändiger Gefahr, unterzugehen. Gegen Abend beſtand die Mannſchaft darauf, daß ich entweder den Weg fortſetzen oder das Schiff auf eine Sandbank, die ſie bemerkten, lauffen laſſen ſolle. Ich ſtellte ihnen die Grauſamkeit vor, Neune unſrer treuſten Gefärthen in einem unbekannten Land der Willkühr der Wilden zu überlaſſen, und beſtand darauf, eher mein Leben zu verlieren, als von der Küſte zu gehen. Was ihren zweiten Vorſchlag beträfe, ſo laſſe ſich das noch weniger ausführen, da der Wind ſich nach Oſten umgeſezt, und durchaus nicht zulieſſe, das Ufer zu erreichen; deswegen bleibe uns kein anderes Mittel übrig, als uns der Strömung zu überlaſſen, die uns wahrſcheinlich aufs Schilf werfen würde. Aus dieſen Gründen wäre ich entſchloſſen, ihren Vorſchlägen nicht zu folgen. Dieſe beſtimmte Antwort ſezte ſie in Wuth, ſo daß einer, Namens Baylakin, mit einem Meſſer auf mich zulief. Ich kam ihm aber durch einen Piſtolen=Schuß zuvor, der ihn auſſer Stand ſezte, mir zu ſchaden, aber zum Glük nicht tödtete. Die Wuth der übrigen hielt der Anblick der Andern, die auf meiner Seite und bewafnet waren, zurük, daß ſie ſich nicht getrauten, Gewalt anzuwenden. Die

Nacht brach ein, ohne daß wir Etwas von unſern Gefärthen hörten; Ich unterhielt daher zwey Feuer, und ließ zu beſtimmten Zeiten ſchieſſen. Um 8 Uhr rief die Wache, ſie höre ein lautes Schreyen; wir lieffen herbey, und hörten bald einige Schüſſe, die uns von der Annäherung unſerer Gefärthen überzeugten; eine kleine Weile darauf kamen ſie an Bord. Welche Freude für mich und meine Freunde, aber auch welche Beſchämung für die Aufrührer. Kutsnetſchow berichtete, er habe einen geſchikten Landungsplaz gefunden, und mehrere Einwohner geſehen, die nach Chineſiſcher Art blau gekleidet geweſen, und ihm viele Höflichkeit erwieſen hätten. Dieſe Erzählung erregte bey Allen und auch bey mir ein groſſes Verlangen, ans Land zu gehen; aber wir mußten bald alle Hoffnung, es zu erreichen, aufgeben, da der Wind mit doppelter Gewalt eine uns ganz entgegengeſezte Richtung nahm, wodurch es, unſerer äuſſerſten Anſtrengung ungeachtet, unmöglich wurde, die Küſte zu erreichen. Ich gieng daher unter Segel, und ſezte meinen Lauf weiter fort. Da wir keine genaue Kenntniß von irgend einer Inſel in dieſen Gewäſſern hatten, beſchloſſen wir einmüthig, den ſicherern Weg nach Japan zu wählen, um den Leiden zu entgehen, die der bevorſtehende Mangel an Lebensmitteln und Waſſer uns drohte. Unſer Vorrath beſtand nur noch in 6 Fäſſern Salz und 2 Fäſſern gedörrten Fiſchen, die ich, weil ſie ſchon in Fäulniß überzugehen anfiengen, zu einem dicken Brey kochen und zu Brod backen ließ; zudem hatten wir noch 6 Fäſſer Waſſer. Wir ſegelten raſch fort, dann Wind und Wetter war uns günſtig. Bey Tagesanbruch rief der Quartiermeiſter: Land! alles frolockte, aber bald verſchwand die ſüſſe Hoffnung, da uns die aufgehende

Sonne überzeugte, daß das geglaubte Land ein niedriges Gewölke geweſen. Wir fiengen nun an, unſer Fiſchbrod zu genieſſen, fanden es aber ſehr herb und ſauer; doch zwang uns die Noth, es zu eſſen. Auf Vorbitte mehrerer meiner Leute, die ich als treue kannte, ward Stefanow wieder in unſere Geſellſchaft aufgenommen. Er war faſt auſſer ſich vor Freude, ſchwur mir ewige Treue und Gehorſam, und beſtand darauf, was ich auch nach einigem Weigern zuließ, vor der ganzen Geſellſchaft ſein Verbrechen zu bereuen, mich um Verzeihung zu bitten, und Gehorſam zu ſchwören. Nachmittags meldete man mir, daß die Reife eines Waſſerfaſſes losgetroknet, das Waſſer ausgeloffen und ein anderes auch ſchon über 2 Drittel leer ſey. Durch die äuſſerſte Angſt gequält und durch die beſtändige Strapaze erſchöpft, brachte ich eine der ſchröklichſten Nächte zu. Ich mußte mich zwingen, meine Unruhe zu verbergen, wodurch ich ſo angegriffen ward, daß ich mehrmals das Bewußtſeyn verlohr. Es war weder Regen noch Thau zu hoffen, weil das Wetter äuſſerſt trocken war, und ich wußte nichts von der Lage irgend eines benachbarten Landes, worauf ich gegründete Hoffnung hätte bauen können. Mit Tages-Anbruch verſammelte ich die ganze Geſellſchaft, um ihnen unſere traurige Lage zu entdecken, und ſchlug vor, uns auf ein halb Pfund Fiſch und eine halb Maas Waſſer täglich einzuſchränken. Um ſie von der Nothwendigkeit meines Raths zu überzeugen, ließ ich den ganzen Vorrath von Fiſchen aufs Verdeck bringen, und da fanden wir ſtatt der geglaubten 900 Pfund nur 460, und auch des Waſſers war weniger als wir gemeynt hatten. Beſtürzung und Verzweiflung bemächtigte ſich Aller. Sie betheurten, bey einer ſo kärglichen Portion

ohnmöglich das Leben erhalten zu können; ich vertheilte daher den ganzen Vorrath auf einmal, und jeder erhielt 4¾ Pfund. Den verdorbenen Zwieback behielt ich für die Frauenzimmer. Verſchiedene empfiengen ihr Theil mit weinenden Augen, andere verwünſchten diejenigen, die ſie zur Flucht aus Kamtſchatka beredt hatten. Solche traurige Auftritte mußte ich jezt erleben!

Auf den dritten Tag nach dieſem Auftritt folgte eine fürchterliche Nacht, mit allen Schrecken der See begleitet. Der Wind riß uns das Fock- und Beſaan-Mars-Segel weg, und die heftigſten Stöſſe droheten uns alle Maſten zu nehmen. Das Verdeck ſtand voll Waſſer, und der Bliz ſpaltete den Beſaan-Maſt, doch ohne zu zünden. Den folgenden Morgen zeigte mir Panow an, daß verſchiedene von der Mannſchaft bereits ihren ganzen Vorrath verzehrt hätten, und in Gefahr ſtünden, Hunger zu ſterben. Ich wußte kein ander Mittel, dieſer Noth abzuhelfen, als daß ich einige See-Otterfelle mit Wallfiſch-Trahn kochen ließ. Dieſer Einfall fand ſo allgemeinen Beyfall, daß innerhalb einer Stunde mehr als 20 Paar Schuhe und Stiefel im Topf kochten. Mit der gröſten Begierde fielen die Hungrigen über die loſe Speiſe her, dankten mir aufs herzlichſte für dieſen glüklichen Einfall, und vergaſſen vor Freude die Gefahr, in der ſie wegen des heftigen Sturmes ſtanden. Die ganze Nacht ließ die Wuth des Windes nicht nach, und jeden Augenblick drohten uns die hohen Wogen in die Tiefe des Meers zu begraben. Mit kommendem Morgen aber legte ſich plözlich der Wind, und die See war gleichſam in einem Augenblick ruhig. Den folgenden Tag hatten wir ruhige See und helles Wetter, ſahen aber dem drohenden Waſſer-Mangel mit immer gröſſerem Kummer entgegen; dann

Herr Meder meldete mir, daß nicht mehr als 50 Krüge Waſſer noch am Bord wären; die eine Helfte davon ließ ich austheilen, und die andere für die Kranke aufheben. Was mich betrift, übergab ich mich dem Schikſal, das ſo ſchrökliche Prüfungen über mich verhängte; ich dachte an keine Hülfe mehr, und labte mich nur die Nacht über mit dem Einathmen der kühlen Luft. Den folgenden Tag, da ich vor Müdigkeit, Hunger und Durſt mein Leben nicht mehr erhalten zu können glaubte, rief ich die ganze Geſellſchaft zuſammen, übergab ihr meine Karte, und zeichnete den Weg vor, den ſie zu nehmen hätte. Das offene Zutrauen, womit ich ihnen meine Geſinnungen eröfnete, machte einen ſo ſtarken Eindruck auf ſie, daß mir jeder einen Theil ſeiner Portion anboth. Im nemlichen Augenblick ſagte einer, Namens Sudiakow, daß er noch drey Salzfiſche und einen Krug mit Waſſer aufgeſpart habe, die er mir, als der wichtigſten, unentbehrlichſten Perſon auf dem Schiff überlaſſen wolle. Alles frohlokte, die Geſellſchaft gab ihm den Namen: der Grosmüthige; und ich nahm die Helfte ſeines Anerbietens an. Wir ſegelten noch 3 Tage, täuſchten uns öfters mit der Meynung, Land zu ſehen, und warteten mit banger Sorge auf die Stimme vom Maſtkorb, die uns nahes Land ankündigte. Endlich den 15ten Jul. nachdem wir 10 Tage mit Wind und Wetter, Hunger und Durſt gekämpft hatten, rief mein Amerikaner Zacharias: Alacſina! Alacſina! und zeigte nach der Gegend, wo er Land zu erblicken glaubte. Keiner von uns entdekte mit bloſſen Augen, was wir ſo ſehnlich zu ſehen wünſchten; als ich aber mein Fernrohr zu Hülfe nahm, hatte ich die Freude, das Ende unſerer Leiden mit Augen zu ſehen. Ich näherte mich der Küſte, ankerte in

einer kleinen Entfernung davon, und ſchikte bald Herrn Panow und Kutsnetſchow ans Land, um eine Bucht oder einen Hafen zu ſuchen, und Waſſer mitzubringen. Das Boot kam zurük, brachte zur unausſprechlichen Freude Aller Waſſer, und die Nachricht, daß ſie einen tauglichen Landungsplatz und ſchönes Land gefunden hätten. Nun eilte alles in die Schaluppe und dem Lande zu, und kaum konnte ich ſie zwingen, zurückzugehen, und das Schiff einzubogſiren.

Den 19. Jul. ſchickte ich alles, auch die Kranken und Frauenzimmer ans Land, und ließ nur zwey Officiere mit 4 Mann an Bord. Ich ließ gleich Holz fällen, Zelte aufſchlagen und Hütten bauen, und Wyndbladth ließ eine Batterie aufwerfen, und zwey Dreypfünder darauf pflanzen. Der Ueberfluß an Waſſer und Lebens-Mittel, die Menge von Wildprett und verſchiedenen Früchten von treflichem Geſchmack ließ meine Gefärthen ihre überſtandenen Leiden bald vergeſſen, und den Gedanken, weiter zu reiſen, keinen Augenblick aufkommen. Dieſer wurde noch mehr entfernt, da einmal die auf Unterſuchung des Lands ausgeſchickte Mannſchaft einige Stücke Chryſtall und Steine, die Erztheile enthielten, mitbrachte. Der Anblick dieſer Steine erhizte ihre Phantaſie, und brachte ſie auf den Gedanken, daß da die Erde auf ihrer Oberfläche Chryſtalle erzeuge, ſie in ihren Eingeweiden gewiß Diamanten haben müſſe; und die Erzſtuffe könnte ihrer Meynung nach nichts anders als Gold ſeyn. Ich ſtellte ihnen vergeblich vor, daß ſich von Chryſtallen gar nicht auf Diamanten ſchlieſſen laſſe; und daß die vorgebliche Goldſtuffe vielleicht nichts anders als Kies ſey; ſie beharrten auf ihrem Entſchluß, auf der Inſel, die ohnedieß unbewohnt war, zu bleiben,

und erſt dann weiter zu gehen, wann ſie Gold und Diamanten genug geſammelt hätten. Da der gröſte Theil der Mannſchaft dieſer Geſinnung war, mußte ich in ſo weit nachgeben, daß ich ihnen zu Willen zu ſeyn verſprach, wenn bey gehöriger Unterſuchung, die Andreanow und Ribnikow, beydes Gold-Schmide, anſtellen könnten, in den Erzſtuffen Gold gefunden würde. In der Ueberzeugung, daß es nicht anders ſeyn könne, willigten ſie gern in meinen Vorſchlag. Den folgenden Tag Nachmittags machte ich mit Panow und Wynbladth eine Excurſion ins Innere des Landes, und fand einen Ueberfluß von Kokos-Nüſſen, Ananas, Pomeranzen und vielen andern vortreflichen Früchten. Bey unſerer Zuhauſekunft wurde mir gemeldt, daß Stefanow einen Theil der Geſellſchaft verſammelt, und mit vielem Feuer zu ihnen geredt hätte, worauf ſie ſämtlich in das benachbarte Holz gegangen, um ſich durch einen Eidſchwur zu verbinden. Ich verſammelte auf dieſe Nachricht meine Freunde, deren Anzahl ſich auf 36 belief, ließ die Wache auf dem Schiff ablöſen, ſtellte einen Poſten von 12 Mann zu den Kanonen an der Küſte, und ließ die Andere unter dem Gewehr bleiben, doch ohne daß ein Verdacht bey den Uebrigen erregt wurde. In dieſer Verfaſſung erwartete ich den Anbruch des Tages und die Rükkunft derer, die mit Stefanow unter dem Vorwand des Jagens ins Holz gegangen waren. Auf den Nachmittag ließ ich eine allgemeine Verſammlung anſagen, ſtellte ihnen in den ſtärkſten Ausdrücken vor, wie viele Beſchwerden ich um ihrentwillen ausgeſtanden, beklagte mich über ihre Undankbarkeit, die ſie durch eine neue Meuterey an den Tag legten, und foderte ſie auf, die Urſachen anzugeben, die ſie zu einem ſo unwürdigen

Entſchluß veranlaßt hätten. Einige wieſen nun auf Stefanow, und riefen ihm zu: Rede und wir wollen dich unterſtüzen! der Elende fieng an zu ſchimpfen, und mir und Panow augenblicklichen Tod zu drohen. Ich unterbrach ihn in ſeinen Verwünſchungen, und erklärte, daß ich mich für glücklicher ſchäze, unter wilden Thieren zu leben, als unter Menſchen ohne alles Gefühl von Ehre und Rechtſchaffenheit; ich wolle alſo hiemit meine Befehlshaber-Stelle niederlegen. Ich gieng hierauf weg, und rief: Wer Liebe und Zuneigung zu mir hat, folge mir! Es folgten mir 62, auf deren Treue ich mich verlaſſen konnte. Mit Tages-Anbruch kamen Deputirte von Stefanows Partey, und brachten mir die Nachricht; daß ſie ſich des Schifs bemächtiget, folglich es in ihrer Gewalt hätten, mich zu verlaſſen; ſie wolten mich aber für ihren König erklären, wenn ich mit ihnen auf der Inſel zu bleiben verſpreche, und wolten zum Zeichen ihrer redlichen Geſinnungen gegen mich Stefanow gebunden liefern. Nun war ich in gröſter Velegenheit aus Sorge, das Schiff zu verliehren; entſchloß mich alſo nachzugeben. Ich rief die ganze Geſellſchaft auſſer Stefanow und einigen Andern, die auf dem Schiff geblieben, verſicherte ſie, daß ich ihnen ſelbſt ſchon den Vorſchlag, da zu bleiben gemacht haben würde, wenn nicht unſere Anzahl von Männern gegen die der Frauenzimmer, deren nur 8 ſeyen, gar zu klein wäre. Ich hätte daher den Entſchluß gefaßt, nach Japan zu gehen, dort eine Anzahl Frauenzimmer mit Gewalt zu entführen, und dann auf dieſe Inſel zurükzukehren. Kaum hatte ich ausgeredet, als ſie alle einmüthig ausriefen: Es lebe unſer General! und herbeykamen, mir die Hand zu küſſen. Sie eilten hierauf in das Schiff, er-

griffen Stefanow, und brachten ihn zu mir. Auch dieſsmal verzieh ich dieſem Böswicht, unter der Bedingung, daß er öffentlich die ganze Geſellſchaft um Verzeihung bitten ſoll, und erklärte ihn für völlig unbrauchbar zu allem Dienſt-Geſchäft.

Der Gedanke an die neue Colonie machte alle heiter und froh, ſie arbeiteten die ganze Nacht durch, und dachten für jezt nicht weiter an die Gold-Stuffen. Den 22ſten war alles an Bord geſchaft, und ich gieng Nachts um 11 Uhr bey heiterem Wetter unter Segel. Den 27ſten erreichten wir eine Inſel, die Kutsnetſchow unterſuchen mußte. Er fand ſie unbewohnt, aber doch einige Hütten von Brettern, und um ſie her eine Menge Fiſch-Gräte. Wir ſteuerten weiter, ſahen den Tag darauf eine andere Küſte, und liefen in eine Bay ein. Wir geriethen jezt gleichſam in einen Wald von Schiffen, denn es waren beynahe 1000 Fahrzeuge um uns her, alle emſig mit Fiſchen beſchäftiget, und unbekümmert um uns. Bald darauf näherte ſich uns ein hübſch gebautes Fahrzeug, mit Wimpeln und verſchiedenen Flaggen geziert; der Capitain grüßte uns, und gab durch Gebehrden zu verſtehen, daß er uns zum Einbugſiren behüflich ſeyn wolle. Seine Leute verrichteten dieß mit unglaublicher Geſchwindigkeit, nahmen aber durchaus keine Belohnung für ihre Dienſte an. Den folgenden Tag gab ich Befehl, wafffertig zu ſeyn, und die Kanonen mit Kartätſchen zu laden, auf den Fall, daß wir angegriffen würden. Hierauf ſchickte ich Kutsnetſchow und Wynbladth mit 12 Mann ans Land, und gab dieſem einen Holländiſch geſchriebenen Brief mit, der eine Erklärung über die Abſicht meiner Reiſe und eine Bitte um Lebens-Mittel enthielt. Wir fiengen ſchon an, unſerer Gefärthen

wegen, die uns zu lange ausblieben, in Sorge zu ſeyn, als ſie mit einem gutgekleideten und mit einem Säbel bewafneten Japaner und im Gefolge mehrerer Booten zurükkamen. Dieſer hielt eine lange Rede an mich, wovon aber weder ich noch die Andere ein Wort verſtanden. Endlich fiel mir ein, daß ein Matroſe, Nahmens Boskarew, ein wenig Japaniſch verſtehe; ich ließ ihn daher ruffen, er erinnerte ſich aber blos noch einiger Complimente. Ich ließ nun den Japaner bey Panow und Boskarew in der Kajute, gieng mit Wynbladth bey Seite, und erhielt von ihm folgende Nachrichten: „Als wir an der Küſte ankamen, fanden wir „200 Mann zu Pferd und eben ſo viel zu Fuß, mit „Bogen und Lanzen bewafnet. Wir gaben ihnen zu „verſtehen, daß wir gerne nach dem vor uns liegenden „Ort wären; worauf ſie uns Pferde anboten, und „bis an ein Schloß, das am Ende des Orts lag, „begleiteten. Hier wurden wir höflich empfangen, und „in einen Saal geführt, wo ein angeſehener Mann „auf einem Sopha ſaß, und uns mit den Worten an„redete: Fiaſſi guzarimas, die wir aber nicht verſtan„den. Eben ſo wenig verſtanden wir andere Fragen, „die er an uns machte, die aber wahrſcheinlich den „Nahmen unſers Vaterlands betraffen. Er ließ dann „einige Bücher und Papier-Rollen hohlen, zeigte mir „eine Karte, auf der Japan, China, die Philippini„ſchen Inſeln, Indien und ein Strich unbekanntes „Land, das der Lage nach Europa bedeutete, verzeich„net war, und deutete mit meinem Finger auf der „Karte herum. Ich zeigte ihm Europa, worüber er „ſich ſehr zu verwundern ſchien, und einigemal, Na„mandabez! ausrief. Da er an der Wahrheit meiner „Ausſage zu zweifeln ſchien, gab ich vermittelſt der Kar-

„te zu verſtehen, daß die lange Dauer der Reiſe und „die mit ihr verbundenen Mühſeligkeiten uns ganz „erſchöpft, und wir Lebens-Mittel nöthig hätten. „Er ſchien mich zu verſtehen, und gab ſeinen Leuten „Befehle. Hierauf händigte ich ihm etliche Biber- „und Marder-Felle ein, die er nur nach langem Wei- „gern annahm. Er entließ uns dann, und gab uns „den Japaniſchen Offizier, der ſich wirklich auf dem „Schiff befindet, zum Begleiter mit.„ Ich begab mich nun in die Käjüte, um dieſem mein Compliment zu machen, und gab ihm zwey Paar Zobel. Er ſchien ſehr zufrieden mit dieſem Geſchenk, bedeutete uns aber durch Zeichen, daß es ja nicht bekannt werden dörfe, daß er ein Geſchenk angenommen. Er gab alsdann Befehl, die mitgebrachten Boote auszuladen, die ei- nen ſchönen Vorrath von Lebens-Mitteln aller Art enthielten. Den andern Tag kam wieder ein Boot, das einen jungen ſehr ſchön gekleideten Mann an Bord brachte. Er redte viel, aber Boskarew verſtand nach langer Zeit nur ſo viel, daß eine Menge Leute das Schif zu ſehen wünſchten, aber die Kanonen fürchteten. Man gab ihm zu verſtehen, daß uns jedermann will- kommen ſeyn würde, und zugleich ließ ich vor ſeinen Augen die Mundpröpfe in die Kanonen ſtecken. Er war darüber ſehr vergnügt und gieng unter vielen Kom- plimenten fort. Nach einer Stunde kamen 3 Boote, in deren jedem eine Perſon von Stande ſaß, mit ei- nem Sonnen-Schirm. Wir bewillkommten ſie mit tiefen Verbeugungen, und einigen Komplimenten, die uns Boskarew gelehrt hatte. Sie betrachteten alles auf unſerm Schif, zählten die Kanonen und Mann- ſchaft, und ſuchten uns ihre freundſchaftlichen Geſin-

nungen zu verſtehen zu geben. Um dieſer noch gewiſſer zu werden, nahm ich ſie bey Seite, und gab jedem zwey Marderfelle, worüber ſie ſehr vergnügt zu ſeyn ſchienen. Einige Stunden nach ihrem Weggehen kamen zwey Booten mit Lebens-Mitteln nebſt 26 Fäſſern Waſſer und 2 Fäſſern ſtarkem Getränk.

Den folgenden Tag Nachmittags kamen 30 Boote mit fliegenden Wimpeln und unter Begleitung einer Muſik. In einer kleinen Entfernung hielten ſie ſämtlich ſtill, und nur 3 Boote kamen an unſer Schiff. Aus dieſen kam ein alter Mann mit zwey koſtbar gekleideten Knaben zu uns, der nach der Dollmetſchung des Boskarews mir zu melden hatte, daß der Ulikamhy oder König mich zu ſprechen wünſche, und zu meiner Sicherheit die beyden Knaben als Geiſel ſchicke. Ich bedeutete ihm, daß ich bereit ſey, mit ihm zu gehen, und mehr Zutrauen in die Rechtſchaffenheit des Ulikamhys ſeze, als daß ich dieſe Geiſel annehmen würde. Wir fuhren dann unter der Begleitung aller mit ihm angekommenen Boote ans Land, wo mir und meinen Kameraden mit Thee und eingemachten Früchten aufgewartet wurde. Von da aus wurden wir in Sänften etwa eine halbe Stunde weit bis an das Thor eines Gartens getragen, wo wir von zwey prächtig gekleideten Herrn empfangen, und nach einem kleinen Haus, das mitten im Garten ſtand, geführt wurden.

In dieſem fanden wir den Ulikamhy auf einem gelben Sopha ſizend und in einer Kleidung von grüner und blauer Seide. Er machte verſchiedene Fragen an mich, die wir aber nicht recht verſtehen und nicht deutlich beantworten konnten. Endlich verfiel er auf den guten Gedanken, ſich durch Mahler, die er kommen ließ, verſtändlich zu machen. Das erſte Ge-

mählde ſolte mich vorſtellen und den Ulikamhy, der mir ein Herz darboth. Um ihm zu zeigen, daß ich dieſe Sprache recht gut verſtehe, nahm ich ſein Bild und druckte es an meine Bruſt, worauf er mir die Hand reichte. Er fragte noch mehreres, und bath mich, einige Tage bey ihm zu bleiben, weil er nächſtens einen Mann erwarte, der mich ganz verſtehen würde. Ich willigte um ſo lieber in dieſen Vorſchlag, weil ich mancherley Nuzen daraus zu ziehen hofte.

Den andern Tag kam der Ulikamhy zu mir mit einem Bonzen, der ſehr gut holländiſch redete, und mich auf jenes Befehl fragte: wer ich ſey? wie ich nach Japan gekommen? wohin ich zu gehen im Sinne hätte? ich machte ihm eine kurze Beſchreibung meiner bisherigen Schickſaale, ſagte ihm, daß ich in mein Vaterland zurückzukehren entſchloſſen ſey, und aus Mangel an Lebensmitteln auf Japan hätte landen müſſen. Der König bedauerte mein Schickſaal, trug mir an, in Japan zu bleiben, und verſprach mir vom Kayſer einen angeſehenen Poſten bey der Armee zu verſchaffen. Ich dankte ihm für ſeine Güte, und lehnte ſein freundſchaftliches Anerbieten wegen meiner Familie, die ich zu Hauſe hätte, ab. Nun gieng es zu Tiſch, wo mit Reis, Braten, eingemachten Früchten und mancherley Konfituren aufgewartet wurde. Nach dem Eſſen fragte mich der König: ob ich ein ächter Chriſt, und ſtark genug ſey, für die Vertheidigung des Kreuzes zu ſterben? mir iſt das Kreuz nicht mehr werth, antwortete ich, als die Materie, aus der es beſteht, werth iſt; und ich denke keine Nation zu finden, die mich um der Behauptung willen, daß Holz nichts mehr und nichts weniger als Holz ſey, tödten könnte

te. Sie haben mich nicht recht verſtanden, verſezte er; ich wollte fragen, ob Sie für ihren Gott ſterben würden? wenn ich für meinen Gott ſterbe, erwiderte ich, ſo ſterbe ich auch für den Gott der Japaner, denn es iſt nur ein Gott, der Schöpfer aller Dinge. Dieſe Antwort befriedigte ihn ſehr, und er ſagte mir durch den Bonzen, daß ich meiner Religion nach ein wahrer Japaner ſey. Hierauf entfernte er ſich, ſeine Nachmittagsruhe zu genießen. Ich benuzte dieſe Gelegenheit, mich mit dem Bonzen zu unterhalten, bey dem ich über meine Erwartung viele Kenntniſſe und Verſtand fand. Ich gab dann meinen Leuten Befehl, mir 6 feine Seeotter⸗ 24 Fuchs⸗ und 24 Zobelfelle nebſt 40 gut polirten Gewehren und 2 Kanonen auf Lavetten ans Land zu bringen. Den andern Tag kamen Panow, Baturin und Kutsnetſchow mit dieſen Geſchenken, die ich für den König beſtimmt hatte, an, und brachten mir die Nachricht, daß auf dem Schiff alles in guter Ordnung, und ein vortheilhafter Handel mit den Japanern eröfnet worden ſey. Um 11 Uhr wurde die Ankunft des Ulikamby durch den Schall von hundert verſchiedenen Inſtrumenten angekündiget. Wir giengen ihm entgegen; und da die erſten Komplimente vorbey waren, erwähnte der Bonze der für ihn beſtimmten Geſchenke. Er war ſo begierig ſie ſelbſt zu ſehen, daß er das Eſſen aufſchob, und alles mit ſichtbarem Vergnügen betrachtete. Nach Tiſch giengen wir in den Garten, um die Gewehre auf eine gewieſe Entfernung zu verſuchen. Verſchiedene meiner Gefährten zeichneten ſich aus; und endlich wollte der König ſelbſt einen Verſuch machen. Er ließ ſich ein Pferd kommen, nahm es zum Ziel, und traf es ſo gut, daß es tod

zur Erde fiel. Seine Freude war unbeſchreiblich, und ſeine Zuneigung gegen mich in dieſem Augenblick ſo gros, daß er mich verſicherte, er wolle mir alles gewähren, was ich von ihm bitten werde. Ich benuzte dieſen Augenblick und bat um die Erlaubniß, wieder in ſein Gebiet zurückzukehren, und unter ſeinem Schuz eine Handlung zu eröfnen. Er bewilligte meine Bitte ohne das geringſte Bedenken nur mit dem Beyſaz, daß ich keine andere Religion einführen, keine Feſtungen bauen, und ſonſt keine Macht erwerben, ſondern mich ganz auf den Handel mit Pelzwerk einſchränken ſoll. Ich verſprach dieß gerne, worauf er mich verſicherte, daß er mir ein förmliches Certificat über die mir gegönte Handlungsfreyheit ausfertigen laſſen wolle. Den andern Tag reißte der König nach der Stadt Kilinige, überſchickte mir aber vorher folgende Geſchenke: einen mit Gold eingelegten Säbel nebſt einem Gehänge mit koſtbaren Perlen beſezt, einen vollſtändigen Porcellan-Service, eine Menge Thee und Taback, eine kleine Schachtel mit Juwelen und eine Flagge, um bey der Rückkunft daran erkannt zu werden. Zugleich ward ich erſucht, einen jungen Herrn mit mir reiſen zu laſſen, und ihn bey der nächſten Gelegenheit wieder zurückzubringen. Zur Beſtreitung der Reiſekoſten für ihn wurden mir 50 Goldſtücke gegeben, deren jedes $2\frac{1}{4}$ Unze wog. Sobald der König abgereißt war, ſchickte auch ich mich zur Fortſezung meiner Reiſe an. Als wir an den Hafen kamen, erſchienen viele Boote, die uns in Geſellſchaft des Bonzen und zweyer andrer Herrn an Bord begleiteten. Leztere überreichten mir zwey Rollen Papier, die die Erlaubniß enthielten, daß ich wieder nach Japan zurückkommen dürfe, und empfahlen mir den jungen

Mann, der mit mir reiſen wollte. Hierauf giengen ſie ans Land zurück, von mir reichlich mit Pelzwerk beſchenkt.

8. Kap.

Abreiſe von Japan — Landung auf einigen Inſeln — Gefahrvolle Ankunft auf der Inſel Usmäligon — Gutmüthigkeit ihrer Einwohner.

Nachdem ich wieder auf dem Schiff angekommen war, verſammelte ich die ganze Geſellſchaft, und fragte, ob ſie noch geſonnen ſeyen, den gefaßten Entſchluß, einen Einfall zu wagen, und Frauenzimmer zu entführen, zu bewerkſtelligen. Da keiner zu antworten wagte, ſchlug ich vor, nach Kanton in Sina den Weg fortzuſezen, dort unſere Pelzwerk zu verkaufen, dann nach Europa zu gehen, und unter dem Schuz einer hohen Macht eine Kolonie anzulegen. Der Vorſchlag gefiel allen; ſie verſprachen mir zu folgen und meinen Befehlen zu gehorchen. Auf dieſe Verſicherung ſteckte ich die japaniſche Flagge auf, und gieng den 3. Auguſt unter Segel. Den 5ten ankerten wir wieder an der Küſte von Japan, in der Hoffnung, Gelegenheit zum Handel zu bekommen, und das Pelzwerk vortheilhaft umzuſezen. Ich ſchickte Kutsnetſchow mit mehreren Gefährten ans Land, die in Begleitung eines Boots zurückkamen, das 3 vornehme Herren enthielt, die verſchiedene Fragen an mich machten. Aus unſern Bärten und unſerer Kleidung ſchloßen ſie, wir ſeyen Spanier, die von Manila kämen: da ſie ſich dieſe Meinung nicht nehmen lieſſen, und ſie die Spanier ſehr haſſen, giengen ſie mit ganz zweydeutigem Geſicht fort; worauf wir aus Ueberzeugung, daß ohne Gefecht hier kein Handel zu eröfnen ſey, die Anker lichteten, und

unſere Reiſe fortſezten. Den 9ten ſahen wir wieder Land, und beſchloſſen abermals an der Küſte einer Stadt gegenüber beyzulegen. Da die Einwohner ſahen, daß wir uns der Küſte näherten, zeigten ſie ſich mit Lanzen und Säbeln bewafnet, und ſchienen uns die Landung ſtreitig machen zu wollen. Als ſie aber unſere Entſchloſſenheit, durchaus ans Land zu gehen, merkten, zogen ſie ſich auf eine kleine Entfernung zurück. Sobald ich am Land war, gab ich ihnen durch Zeichen zu verſtehen, näher zu kommen; worauf ein alter Mann zu mir kam, der mich fragte, welches Recht wir hätten, an ihrer Küſte zu landen, und beyfügte, daß die Holländer nie ohne Erlaubniß ans Ufer kommen dürften. Ich antwortete, daß wir weder Holländer noch Spanier ſeyen, ſondern Menſchen, die Waſſer und Lebensmittel nöthig hätten. Er verſprach uns beydes an Bord zu ſchicken, aber wir ſollten uns gleich wieder eben dahin begeben. Als ich ihn aber verſicherte, daß ich nicht bälder gehen würde, biß ich Waſſer und Lebensmittel wirklich erhalten haben würde, ließ er gleich 9 Boote laden, und hieß ſie mir folgen. Den andern Tag näherten ſich viele Fahrzeuge unſerm Schiff, und am Ufer erblickten wir eine zahlloſe Menge Menſchen zu Pferd und zu Fuß, mit Lanzen und Würfſpießen bewafnet. Um zu wiſſen, ob die herannahende Boote als Freunde oder als Feinde kämen, ſchickte ich ihnen Herrn Panow mit 18 Mann entgegen. Da hernach dieſer mit den Japanern in freundſchaftlicher Ruhe herbey kam, begrüßte ich ſie mit einem laufenden Musketen-Feuer und 6 Kanonen-Schüſſen. Dieſe Freundſchaftsverſicherung wirkte ſo ſtark auf die Japaner, daß ſie in den Booten auf ihr Angeſicht fielen, und es kaum wagten, wieder aufzuſtehen. Ich wußte davon nichts, und gab

Befehl, noch 6 Kanonenſchüſſe zu thun, da eben der Japaner, der mit uns zu ſprechen wünſchte, an Bord kam. Vor Schrecken betäubt fiel er in eine Ohnmacht, und konnte kaum nach einer Viertelſtunde wieder zur Sprache kommen. Er erklärte mir dann, daß es ſeine Abſicht ſey, uns in Verhaft zu nehmen, weil wir ohne Befehl des Kayſers in ſein Land kämen. Zum Beweiſe, daß wir gehorchen müßten, zog er eine große Rolle Papier hervor, und überreichte ſie mir. Ich ſtellte mich, als wollte ich ſie behalten, und gab ſie Herrn Kruſtiew. Als er dieß ſahe, verlohr er alle Faſſung, bath demüthig um ſein Papier und wieß auf ſeinen Hals, um uns zu verſtehen zu geben, daß der Verluſt des Papiers ihm das Leben koſten würde. Ich gab ihm dann ſeine Schrift wieder, und erklärte ihm, daß er zufrieden ſeyn ſoll, daß ich ihn nicht in Verhaft nehmen laſſe. Dieſer entſchloſſene Ton und einige Seeotter- und Zobelfelle beſänftigten ihn, daß er mit Zufriedenheit und Freundſchaftsverſicherungen ſich hinwegbegab. Alles dieß überzeugte mich, daß es auch auf dieſer Inſel, die Xicoco hieß, nie zu einem regelmäßigen Handel kommen würde; ich gieng daher den 11ten unter Segel. Den 12ten entdeckten wir wieder eine Küſte, wo wir in einer Bucht beyzulegen beſchloſſen. Ich ſchickte Herrn Kutsnetſchow mit 8 Mann ans Land, und ließ ihm die Schaluppe nachfolgen. In der Bucht fuhr das kleine Boot vor einer großen daſelbſt vor Anker liegenden Barke vorbey, deren Mannſchaft auf meine Leute ſchoß. Als ich dieß hörte, nahm ich die Anker ein, und eilte den Meinigen zu Hülfe. Ich ſteuerte nach der großen Barke zu, und gab ihr zween Schüſſe, die alle Leute vom Verdeck trieben.

Unſere Schaluppe nahm dann Beſiz von dieſem Fahrzeug, worinnen wir 56 Mann fanden, unter denen mehrere kayſerliche Zollbediente waren. Die Ladung beſtand in Taback, Zucker, Seide, Porzellan, Baumwolle, verſchiedenen Kiſten mit Säbeln und Kleidungs-Stücken, und war 3 bis 400,000 Livres werth. Alles dieß nahmen wir an Bord, bohrten die Barke in Grund, ſchickten die Gefangenen ans Land, und verlieſſen die Inſel, die Tacaſina hieß. Den andern Tag bekam das Schiff einen ſtarken Leck, durch den das Waſſer Armdick hereinſtürzte. Dieſem Unglück war nicht abzuhelfen; wir mußten daher unaufhörlich pumpen, und doch blieben immer 3—4 Fuß Waſſer im Brunnen. Was die Gefahr noch gröſſer machte, war daß durch die ſtürmiſche See unſere Ladung ſo verſchoben ward, daß ſich das Schiff ſehr ſtark auf die eine Seite neigte, und das Waſſer über das Verdeck gieng. In dieſer gefährlichen Lage erblickten wir Land; das Schiff richtete ſich wieder ein wenig, und nun mußte alles pumpen. Während dieſer Arbeit ſchickte ich Herrn Kutsnetſchow ans Land, einen guten Anker-Plaz aufzuſuchen; Er fand einen bequemen Hafen, und ich beſchloß, nach demſelben hinzuſteuern. Da ich den Eingang ſehr gefährlich fand, und der Wind ſich zum Sturm neigte, gieng ich ſelbſt mit 4 Mann in der Jölle, die wir in Japan erhalten hatten, voran. Nun entſtand ein fürchterlicher Sturm, die See war ganz Schaum und das Schiff ſtand im Begriff unterzugehen. Um unſer Unglück vollkommen zu machen, ſtieß die Jölle an einen Felſen und ſchlug um. Mit groſſer Mühe erreichte ich ſchwimmend das Ufer der Inſel, die Usmä Ligon hieß, und ſank da entkräftet und ſinnlos zu Boden. Nach 4 Stunden fanden mich

meine Gefärthen, brachten mich durch anhaltendes Reiben wieder zurecht, und ſtärkten mich mit der angenehmen Nachricht, daß das Schiff in einem ſichern Hafen, und das Land bewohnt ſey. Einige ſchlugen Zelte auf, und Andere brachten die Ladung des Schiffes ans Land, um dieſes ausbeſſern zu können.

Nach kurzer Zeit zeigten ſich zwey Inſulaner, und überreichten mir ein Papier, worauf ich zu meiner groſſen Freude lateiniſche Buchſtaben erblickte. Es war von einem Portugieſiſchen Jeſuiten Ignatio Salis, der als Miſſionar auf dieſer Inſel war, geſchrieben, und enthielt eine Nachricht über den ſchnellen Fortgang ſeines Geſchäftes bey den Inſulanen. Er lobt ſie als gute geſittete Leute, die die catholiſche Religion ſo lieb gewannen, daß im erſten Jahr 260 getauft wurden. Ich küßte das Papier ehrfurchtsvoll, und gab es den Indiern zurück, denen dieſe Ehrerbietung ſehr gefiel. Hierauf entfernten ſie ſich, und ich unterſuchte das Pelzwerk, das ich zu meinem groſſen Leidweſen beynahe ganz verdorben fand. Bey Tages-Anbruch kamen 300 unbewafnete Inſulaner, blos mit Sonnen-Schirmen in der Hand. Zwey Oberhäupter giengen voraus, reichten mir die Hände und machten ein Creuz. Hierauf gaben ſie mir ein altes Brevier, das dem Miſſionar Salis gehört hatte, und das von 4 Männern auf einem Teppich getragen wurde. Ich küßte das Buch, um ihnen meine Ehrerbietung gegen den Jeſuiten zu bezeugen, und befahl meinen Gefärthen ein Creuz zu hohlen. Sobald die Indier dieſes ſahen, fielen ſie auf die Kniee, hoben die Hände gen Himmel und riefen: Hiſas Chriſtos. Ich ließ dann das Crucifix wegnehmen, und gab ihnen durch Zeichen zu verſtehen, daß uns Wohnungen und friſche

Lebens-Mittel fehlten. Zu beydem waren ſie uns gerne behülflich, indem ſie uns Matten und Holz zu Hütten, Zimmerholz zu Ausbeſſerung unſers beſchädigten Schiffes und einen Ueberfluß an Lebens-Mitteln zuſchickten. Weil wir uns ihnen gar nicht verſtändlich machen konnten, befahl ich meinen Leuten, ſich Worte aus der Sprache der Inſulaner zu ſammeln, und eine Art von Wörterbuch daraus zu machen. In kurzer Zeit hatten wir eine groſſe Menge verſchiedener Benennungen beyſammen, durch die ich mich in manchen Stücken etwas verſtändlicher machen konnte. Den andern Tag beſuchte mich ein vornehmer Inſulaner, dem die übrigen die gröſte Ehrfurcht bezeugten. Er trug einen Rock von himmelblauem Taffet, einen weiten ſeidenen Mantel, eine ſchwarze Schärfe und hölzerne mit Atlas überzogene Pantoffeln. Er kam herbey, gab mir freundlich die Hand und machte ein Creuz. Ich that das nemliche, und ſuchte ihm aus meiner Sammlung von Worten ein Compliment in der Landes-Sprache zuſammenzuſuchen. Er konnte ſich nicht enthalten, über meine Verlegenheit zu lachen; und ſezte mich in Erſtaunen, da er in gebrochenem Portugieſiſchen zu mir ſagte, daß er aus Tunkin gebürtig, und mit Vater Ignatio auf dieſe Inſel gekommen ſey, wo er nach deſſen Abſterben die Regenten-Stelle bekleide. Er machte mir eine ſo vortheilhafte Beſchreibung von den Sitten der Einwohner und den Erzeugniſſen der Inſel, daß der lebhafteſte Wunſch in mir entſtand, mein Leben bey dieſer gutmüthigen Menſchen-Gattung zuzubringen. Wynbladth war gegen meine Erlaubniß ins Land gegangen, und hatte eine Menge Früchten bemerkt, z. B. Kokos-Nüſſe, Pomeranzen, Zitronen, Ananas, Reiß, Mais, Melonen, Tarubeu, Erbſen

und andere Hülſenfrüchte; in den Gärten bemerkte er Bienen-Stöcke, Zuckerrohr, Taback und Baumwolle; und die Frauenzimmer verfertigten ſchöne ſeidene und baumwollene Zeuge. Ich erklärte dem Tunkineſen meinen Wunſch, auf dieſer glücklichen Inſel eine Kolonie anzulegen; worauf er mich verſicherte, daß die Inſulaner ſich darüber freuen würden. Während dieſes Geſprächs kam ein Haufe Eingebohrner herbey, denen Freund Niklas, ſo hieß der Tunkineſe, meine Abſicht kund that. Sie ſchienen darüber ſehr vergnügt zu ſeyn, verſprachen, ihre Ländereyen mit uns zu theilen, und ihren Ackerbau zu lehren, und ihre Töchter uns zu Frauen zu geben. Ich dankte ihnen für dieß Anerbieten, und verſicherte, nach meiner Rückkunft von Europa Gebrauch davon zu machen, weil meine jezigen Gefärthen zur Anlegung einer Kolonie nicht tauglich wären. Hierauf fragten ſie mich, warum wir nicht auf einen vertrauteren Fuß mit ihnen umgiengen, da ſie uns doch alle Beweiſe ihrer Freundſchaft gegeben? Ich antwortete: ich hätte gefürchtet, unſer gutes Vernehmen möchte durch die Freyheiten, die ſich meine Gefärthen bey ihren Frauenzimmer vielleicht herausnehmen könnten, geſtört werden. Wenn's nur das iſt, verſezte Niklas, ſo laſſen ſie ihre Leute immerhin mit den Mädchen machen, was ſie wollen, nur befehlen ſie ihnen, die Frauen, die an ihrem Schleyer kenntlich ſind, in Ruhe zu laſſen. Ich erlaubte hierauf meinen Leuten, die Inſel zu beſuchen, empfahl ihnen aber aufs angelegentlichſte Ruhe und Ordnung.

Den folgenden Tag begab ich mich in das nächſte Dorf, das ungefähr aus 80 Häuſern beſtand, deren jedes einen Hofplaz, einen Garten und verſchiedene

Nebengebäude hatte. Beym Eintritt in das Dorf begegnete mir Niklas, der mich nach ſeinem Hauſe führte, vor dem das ganze Volk ſich verſammelt hatte. Er bewirthete mich nebſt meinen Gefärthen mit Thee, und ließ die Eingebohrne ihre Fertigkeit im Ringen, und einige junge Mädchen ihre Geſchicklichkeit im Tanzen zeigen, bis das Eſſen aufgetragen war. Die Frauen aſſen an einem beſondern Plaz, Frauen und Männer aber wurden von Mädchen bedient. Nach verſchiedenen Geſprächen machte mir endlich Niklas den Vorſchlag, mir eines von ihren jungen Mädchen zur Frau auszuſuchen, und drang ſo ernſtlich in mich, daß ich erklärte, meine Wahl gleich zu treffen, die Heyrath aber bis zu meiner Rückkunft aufzuſchieben. Bald darauf erſchienen 7 Frauen mit verhülltem Geſicht. Jede führte ein junges Mädchen, das vom Kopf bis zum Fuß in weiſſe Seide mit einer blauen Schürze bekleidet war. Ihr Haar wallte los die Schultern herab, und war mit Blumen beſtekt. Unter dieſen ſollte ich wählen, und der, auf die meine Wahl fiele, einen Schleyer, den mir Niklas zu dem Ende gab, über den Kopf werfen. Die Wahl war wirklich ſchwer, indem ſich drey unter ihnen befanden, die den gröſten Meiſterſtücken in der Natur den Preiß hätten ſtreitig machen können. Einer unter dieſen, Namens Tinto Volangta, warf ich endlich den Schleyer zu; worauf die übrigen anfiengen um die Gewählte herumzutanzen, und ſie zu liebkoſen. Alsdann wurde ſie von ihren Geſpielinnin unter Begleitung ſpielender Muſikanten von Haus zu Haus geführt, um ihre Heyrath daſelbſt bekannt zu machen, und Geſchenke abzuhohlen. Nach einigen Stunden kam meine Braut zurück, von ihrer Mutter und ihrem Grosvater, einem ehrwürdigen Grei-

ſen, begleitet. Dieſer umarmte mich, und die Mutter übergab mir ihre Tochter, und verſchwand mit der übrigen Geſellſchaft. Niklas ſagte mir, daß ich jezt meine junge Frau nach ſeinem Hauſe führen müßte, und gieng ſelbſt voran. An der Hausthüre verließ ſie mich, und Niklas begleitete mich ins Lager.

Unterwegs erzählte er mir, daß meine junge Frau die Tochter einer ſehr andächtigen Chriſtin ſey, und fügte endlich bey, daß Dſiniaro (Ignatio) ſelbſt ihr Vater ſey. Mit Anbruch der Nacht kam Volangta in Begleitung mehrerer anderer Mädchen in meine Hütte, wohin ich unſere Frauenzimmer, die von meinem Abendtheuer ſchon unterrichtet waren, zuſammengebetten hatte, um gewiſſen Verlegenheiten zu entgehen. Ihre Begleiterinnen entfernten ſich, und eine unſerer Frauenzimmer, der die ſchöne Inſulanerin ſehr wohl gefiel, unterhielt ſie mit Muſik und Singen, bis ſie einſchlief. Den folgenden Morgen kam Niklas mit einem groſſen Gefolge, um ein Bündniß mit mir zu ſchlieſſen. Ich machte mich anheiſchig, ſobald als möglich mit einer Anzahl rechtſchaffener Leute zurückzukommen; und die Inſulaner verſprachen dagegen, uns bis dahin einen Strich Landes urbar zu machen, und 200 Häuſer für uns zu bauen. Ich gab ihnen alsdann ein Geſchenk von kleiner Munition, das ihnen ſehr wichtig war, und ſie verſahen uns mit einer Menge Lebensmittel aller Art. Die Volangta ſchikte ich den andern Tag mit einer Menge Geſchenke aus der Japaniſchen Priſe ihrer Mutter zurück, und meinen Freund Niklas beſchenkte ich reichlich mit Pelzwerk. Fünfe von meinen Leuten entſchloſſen ſich, auf der Inſel zurückzubleiben; da ich ſie von ihrem Vorſatz nicht abbringen konnte, vertheilte ich unſere Schiffsladung,

gab ihnen ihren Antheil, und empfahl ſie der Liebe der Inſulaner. Als ich an Bord gieng, folgte mir eine ungeheure Menge Inſulaner, die durch ihre Thränen ein rührendes Schauſpiel von zärtlichem Gefühl und gutem Herzen gaben. Wie ſehr bedauerte ich, daß ich bey dieſen guten Leuten nicht bleiben konnte, die noch frey von Europäiſchen Laſtern nur ſich zur Freude zu leben gewohnt ſind!

9. Kap.

Abreiſe von der Inſel Usmä Ligon — Fahrt nach der Inſel Formoſa — Gefecht mit den Inſulanern.

Den 20ſten Auguſt giengen wir unter Segel, und wurden von unſern guten Inſulanern auf eine groſſe Strecke begleitet. Unſer Schiff war wieder in gutem Zuſtand, die ganze Geſellſchaft geſund, und das Wetter ſchön, aber ſehr heiß. Den zweyten Tag erblikten wir ein paar Holländiſche Schiffe, die gerade auf uns zuſegelten. Ich ließ deshalb die Mannſchaft unter das Gewehr treten, und ſtellte die beſten Schützen auf die Maſtkörbe. Als uns das eine Schiff bis auf einen Flinten-Schuß nahe gekommen war, ſchoß es eine Kugel nach uns ab, und rief uns zu, an Bord zu kommen, und unſere Papiere mitzubringen. Ich wunderte mich ſehr über dieſes unhöfliche Betragen des Holländiſchen Kapitains, antwortete ihm aber mit 4 Kanonen-Schüſſen, und ließ ihm durch Musketen-Feuer von den Maſtkörben ſehr zuſetzen. Er entfernte ſich dann etwas von uns, um ſeinen Gefärthen zu erwarten; ich ſteuerte aber fort, ohne daß ſie uns folgten.

Den 26ſten entdekten wir die Inſel Formoſa, wo wir zu landen beſchloſſen. Ich ſchikte den Morgen darauf die Herren Kutsnetſchow und Wynbladth mit dem

Kanoe und der Schaluppe und 16 Mann ans Land. Kutsnetſchow unterſuchte mit 10 Mann die Küſte, und Wynbladth bewachte mit den übrigen die Boote. Am Land fanden ſie einige Indier, denen ſie zu verſtehen gaben, daß ſie Lebensmittel nöthig hätten. Sie führten ſie in ein nahe gelegenes Dorf, und brachten ihnen gekochten Reiß, gebratenes Schweinefleiſch und viele Zitronen und Pomeranzen. Nach und nach entdekten ſie am Ende des Dorfs mehrere Haufen bewafneter Leute, und zogen ſich daher mit ihrer Mannſchaft zurück. Kaum hatten ſie ſich ein wenig vom Dorf entfernt, als ſie mit groſſem Geſchrey und einem ganzen Hagel von Pfeilen empfangen wurden. Sie beantworteten diß mit einem ſo nachdrücklichen Feuer, daß mehrere Indier zu Boden geſtrekt wurden, und die übrigen ſich zurückzogen. Sie wollten eben einen neuen Angriff wagen, als ich vom Schiff eine Kanone abfeuern ließ, wodurch ſie zurückgeſchrekt wurden. Unſere Gefärthen erreichten nun glüklich das Ufer, wurden aber hier abermals von einem neuen Haufen Indianer angefallen; da ihnen Wynbladth von den Booten aus zu Hülfe kam, wurden viele Feinde erlegt, und fünfe gefangen mitgenommen. Weil mir mit einem Krieg mit den Indiern nichts gedient war, wollte ich die Inſel verlaſſen; aber meine Gefärthen baten mich, in den Hafen hineinzuſegeln. Ich ließ es mir gefallen, und ſchikte 28 Mann unter Anführung der Herren Baturin und Kruſtiew ans Land, wo ihnen gleich viele unbewafnete Indianer mit Zweigen entgegenkamen, und ſich unſern Leuten zu Füſſen warfen. Dieſer friedliche Empfang bewog einen Theil der Mannſchaft, gegen das ausdrückliche Verbott ihrer Befehlshaber, nach dem Dorf zu gehen. Sobald ich von dieſer Unordnung Nachricht

bekam, gieng ich ſelbſt mit 15 Mann ans Land, um ſie, im Fall einer Treuloſigkeit von Seiten der Inſulaner, zu unterſtützen. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, als wir ein heftiges Feuern und groſſes Geſchrey hörten; und gleich darauf ſahe ich meine Leute nackend und mit vielen Pfeilen im Körper, ſich flüchten. Sie wurden von den Indiern verfolgt, und nur noch 7 waren bewafnet. Ich befahl, die Unbewafneten und Verwundeten nach den Booten zu bringen, und die Anſtifter dieſer Unordnung in Feſſeln zu legen. Ich aber ſezte mich mit meinen Leuten gegen die Feinde, und ſchlug ſie zurück. Im nemlichen Augenblick kam Kutsnetſchow mit friſcher Mannſchaft, verfolgte die Indier, und zündete ihr Dorf an. Die Inſulaner verlohren über 200 Todte, und hatten viele Verwundete, die entflohen waren.

Nach dieſem Gefecht hatten meine Leute, ſo wenig als ich, mehr Lüſt, länger an dieſem Ort zu bleiben; wir ſegelten daher fort, und ankerten wenige Stunden nachher vor einer kleinen Bucht. Wir bemerkten zwey Kanoe, die auf uns zu ruderten, und uns zuwinkten, ihnen zu folgen. Sie führten uns in einen ſchönen Hafen, wo wir ganz nahe an der Küſte ankerten. In kurzer Zeit erſchien eine ungeheure Menge Indianer, die uns Federvieh, Reiß, Zucker-Rohr, Schweine u. ſ. w. für allerley Kleinigkeiten vertauſchten. Weil ich übrigens nach dem geſtrigen Vorfall dieſen Leuten nicht trauen zu dörfen glaubte, hielt ich beſtändig 12 Mann unter den Waffen. Des Nachmittags kam ein groſſer Hauffe Indier, mit einem halb Indiſch-halb Europäiſch-gekleideten Mann an ihrer Spize, der, wie wir bald erfuhren, ein Spanier von Manilla war, und Hieronymo Pachecco hieß. Er bot

mir ſehr höflich ſein Haus an, und verſicherte, daß wir den Leuten dieſes Diſtricts gewiß trauen dürften, weil ſie ſehr gutherzig wären, und ſich uns ſehr verpflichtet hielten, weil wir ihre Feinde geſtern gezüchtiget hätten. Er verſprach uns in allem behülflich zu ſeyn, und ſo lang wir uns da aufhalten wollten, bey uns zu bleiben. Das erſte, was wir nöthig hatten, war Waſſer; er wies uns dazu eine herrliche Quelle, ſezte aber bey, daß wir eine gute Bedeckung mitnehmen müßten, weil die dortigen Einwohner mit ſeinen Freunden Krieg führten. Ich trug Herrn Panow mit 12 Mann dieſes Geſchäft auf, rieth ihm aber, ſehr auf ſeiner Hut zu ſeyn. — Während meine Gefärthen Waſſer hohlten, erfuhr ich von dem Spanier, daß ein Theil der Inſel Formoſa unter der Herrſchaft der Sineſer ſtehe, der andere aber von unabhängigen wilden Nationen bewohnt ſey. Er verſicherte, daß die ganze Inſel mit leichter Mühe erobert werden könnte, und foderte mich auf, diß auszuführen. Die angegebenen Umſtände gefielen mir ſo wohl, daß ich wirklich den Entſchluß faßte, nach meiner Rückkunft von Europa dieſen Entwurf auszuführen. — Da unſere Leute zu lange nicht vom Waſſerplaz zurückkamen, bath mich Hieronymo, ihnen Mannſchaft nachzuſchicken, weil ihnen ein Unfall begegnet ſeyn könnte. Ich beorderte Herrn Kutsnetſchow, der dann nach einigen Stunden zurückkam, und einen Todten und mehrere Verwundete mit ſich brachte. Er berichtete mir, daß, da an dem Waſſerplaz keine Spur von Indianern zu ſehen war, Panow ſich mit ſeinen Gefärthen gebadet hätte. Kaum hätten ſie aber ihre Kleider abgelegt, ſo ſeyen ſie von den Indianern angegriffen worden. Johann Popow wurde getödtet, Panow und Loginow ſehr

ſchwer, und die übrigen Alle etwas geringer verwündet. Sobald ich dieſen tragiſchen Vorfall hörte, eilte ich zu meinem Freund Panow. Ich fand die ganze Geſellſchaft um ihn verſammelt, und hörte ihn ſie ermahnen, daß ſie mir gehorchen, und meine Treue und Sorgfalt für ſie nicht mißkennen ſollten. Jezt trat ich zu ihm. Er nahm alle ſeine Kräften zuſammen, mir für meine bisherige Freundſchaft zu danken, nahm dann aufs rührendſte Abſchied von mir, und gab bald darauf ſeinen Geiſt auf.

Nachdem Panow begraben war, das mit aller möglichen Feyerlichkeit geſchah, meldete mir Hieronymo, daß ſeine Freunde ihre Nachbarn angreiffen würden, um die an uns verübte Treuloſigkeit zu ſtrafen. Meine Leute begeiſterte augenbliklich der nemliche Entſchluß, ihre Gefärthen zu rächen. Durch ein Ungefähr erſchien zu gleicher Zeit ein Kanoe voll Feinde, das Hieronymo meinen Leuten zeigte. Wie Raſende ſprangen ſie, ohne meine Einwilligung abzuwarten, in ihre Boote, ſchoſſen gleich 13 nieder, und hängten alle übrigen an der Segelſtänge auf. Nun glaubte ich, würden ſie ſich zufrieden geben; ſie beſtanden aber darauf, ſich noch nachdrücklicher zu rächen, und ich muſste mich auf ihr dringendes Bitten entſchlieſſen, ihr Anführer zu ſeyn. Der Angriff wurde auf den folgenden Morgen angeſezt, wo uns der Spanier mit etlichen Hunderten ſeiner Indianer unterſtützen wollte. Ich ankerte den nehmlichen Abend etwas näher bey der feindlichen Gegend, und ſchickte des Morgens früh 46 meiner Leute ans Land, wo ſie ſich mit Hieronymo verbanden. Nach einigen Stunden hörten wir ein ſtarkes Musketenfeuer, und ſahen bald darauf einen groſ-

ſen

ſen Haufen Indianer auf einen ſteilen Berg flüchten, wo unſere Schifskanonen eine ſchreckliche Niederlage unter ihm anrichteten. Dieſe unglückliche Menſchen warfen ſich auf die Kniee, worauf ich meinen Leuten befehlen ließ, nicht mehr zu morden, ſondern ſie gefangen zu nehmen. Die Anzahl der Getödeten belief ſich auf 1156, und die der Gefangenen auf 643, die ich den Indiern überließ. Nach dieſem Vorfall äußerte ich gegen Hieronymo den Wunſch, am Ufer ein Lager aufzuſchlagen; er geſtattete es nicht nur ſehr gerne, ſondern beorderte plözlich etwa 500 Indier, um uns Hütten zu errichten. Den folgenden Tag kam der Bamini, oder General des indianiſchen Fürſten in Begleitung vieler indianiſchen Soldaten, dankte mir für die Züchtigung, die ich dem Feinde ſeines Herrn angethan, und bath mich, meine Abreiſe bis zur Ankunft deſſelben, der mich ſelbſt beſuchen wollte, aufzuſchieben. Ich ließ mir dieß um ſo lieber gefallen, da ich aus dieſer Unterredung viele Vortheile für meine künftige Niederlaſſung auf Formoſa hoffte. Der Bamini lud mich hierauf zum Eſſen zu ſich, und bath mich nach dieſem, einige Kanonenſchüſſe thun zu laſſen. Ich ließ gleich auf 500 Schritt weit ein Brett zum Ziel ſezen, richtete die Kanonen ſelbſt, und die Kugel ſchlug durch zum großen Erſtaunen der Indianer.

Abends gieng die Nachricht ein, daß Huapo der Fürſt des Landes bald kommen werde; der Bamini richtete deswegen ein Lager ein, und ich traf Anſtalten zu einem Feuerwerk. Den andern Morgen rückte Huapo mit ſehr groſſem Gefolge zu Fuß und zu Pferd in das von dem General eingerichtete Lager ein, und ich ſchickte ihm einige meiner Leute entgegen. Gegen Mittag

ließ er mich zu ſich bitten, empfieng mich mit der aus=
gezeichnetſten Höflichkeit, und fügte hinzu, er zweifle
nicht, daß ich der von dem Propheten verkündigte
fremde Held ſey, der die Formoſer vom Sineſiſchen
Joch befreyen würde. Dieſer Eingang ſtimmte meine
Saiten höher: ich beſtätigte ihn in ſeiner Meynung,
und erklärte ihm, daß ich ein großer Fürſt ſey, der blos
gekommen wäre, die Lage der Formoſer zu unterſuchen,
und ſie in eine glückliche Unabhängigkeit zu ſezen. Der
Fürſt ſchien ſehr zufrieden mit meiner Verſicherung zu
ſeyn, und lud mich mit meinen Gefährten zum Mittag=
eſſen. Nach Tiſch wollte er unſer Lager beſuchen, wo
ich vorher ſchon zu einem feyerlichen Empfang Befeh=
le gegeben hatte. Sobald man uns herbeykommen ſahe,
fieng die Kanonade an, wobey der erſchrockene Fürſt
beynahe gleiches Schickſaal mit ſeinen Offcieren gehabt
hätte, die gröſtentheils von den ſcheugewordenen Pfer=
den abgeworfen wurden. Der lermvolle Empfang ge-
fiel ihm ſo wohl, daß er mir vertraulich die Hand gab,
und blos in Begleitung einiger Officiere mit mir nach
meinem Zelt gieng. Hier erzehlte er mir ſein Verhält=
niß gegen die benachbarte Fürſten und entwickelte ſeine
Gründe zum Krieg gegen die Sineſer, woran Eitelkeit
nicht wenig Theil hatte. Gerne würde ich ſeine Nei=
gung zum Krieg benuzt haben, wenn ich nicht den ve=
ſten Entſchluß gefaßt hätte, nach Europa vor allen
Dingen zu gehen; übrigens nahm ich mir vor, alles an=
zuwenden, um mich ſeiner Freundſchaft zu verſichern.
Von dem Lager aus gieng er auf das Schiff, beſichtig=
te alles, und bezeugte ſeinen Beyfall über das Feuer=
werk, das ich jezt losgehen ließ. Er ſchenkte mir hier=
auf ſeinen Säbel mit dem Gehenke zum Zeichen, daß
er die Gewalt über ſein Heer mit mir theile.

Nachdem ſich der Fürſt entfernt hatte, beſtimmte ich Geſchenke für ihn, die in 2 Kanonen, 30 Musketen, 6 Fäſſern Schießpulver, 200 eiſernen Kugeln und 50 Pfund Lunten beſtanden. Er kam den andern Tag nur von einigen Vertrauten begleitet zu mir, bezeugte große Freude über die erhaltenen Geſchenke, und äuſſerte dann folgende Fragen: ob ich nicht einige meiner Leute bis zu meiner Rükkunft bey ihm laſſen und ihm eine Anzahl mit Musketen bewafneter Männer, die ſich zugleich auch aufs grobe Geſchüz verſtänden, mitbringen, und Schiffe mit Kanonen anſchaffen könnte? was ein ſolcher Transport koſten würde? ferner: ob ich ihm gegen eine gewiſſe Summe Geldes und gegen Verwilligung anderer Vortheile, auf einem Zug gegen ſeine Feinde beyſtehen wollte? und endlich, ob ich die Provinz Hanangſin mit allen Städten und Einwohnern annehmen wollte unter der Bedingung, daß ich ihn mit Europäern unterſtüzte, bis er die Sineſer aus ſeinem Staat vertrieben hätte? Ich antwortete: daß ich ihm keine Leute zurücklaſſen aber gegen eine Summe Geldes, die ich ihm beſtimmte, das Geforderte mitbringen könnte; auf ſeinem Kriegszug gegen ſeine Feinde wollte ich ihn ohne weitere Belohnung begleiten, als was er etwa meinen Gefährten geben wollte; und die Provinz Hanangſin wollte ich unter den vorgelegten Bedingungen annehmen. Der Fürſt hörte meine Antworten mit der gröſten Aufmerkſamkeit an, und ſchlug mir zur Beſtätigung unſers Vertrags einen gegenſeitigen Eid vor, den wir dann auch nach der Sitte des Landes einander leiſteten. Hierauf umarmte er mich, und hieß mich ſeinen Bruder.

Nach dieſer Unterredung ließ er einen vollſtändigen Anzug nach Landesart herbeybringen, womit ich mich

bekleiden mußte: und ſo begaben wir uns in ſein Lager, wo wir mit den gröſten Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Er wiederholte hier ſeine Bitte, daß ich ihn auf ſeinem Kriegszuge begleiten möchte, und erzehlte, daß Hapuaſingo, der Herr eines benachbarten Diſtricktes, der mit den Sineſern im Bunde ſtünde, ihm um geringfügiger Urſachen willen den Krieg angekündiget, und ihn gezwungen hätte, eine große Summe an ihn zu bezahlen. Als er ſich alles dieſes hätte gefallen laſſen, habe der ſineſiſche Statthalter noch eine Entſchädigung verlangt, weil er ſeine Truppen zur Unterſtüzung des Hapuaſingos hätte marſchieren laſſen müſſen, und ihm eine ſeiner ſchönſten Provinzen weggenommen. Dieſe wünſchte er nun wieder zu erobern. Ich verſprach ihm allen möglichen Beyſtand, und verlangte blos den Tag des Aufbruchs zu wiſſen, um mich in Bereitſchaft zu ſezen. Er bezeugte eine außerordentliche Freude über meine Bereitwilligkeit und beſtimmte mir den zweyten Tag. — Als ich nach unſerm Lager zurückgekommen war, ſtellte ich meinen Gefährten die Vortheile vor, die uns dieſer Zug bringen würde; alle erklärten ihre Freude darüber und keiner wollte zurückbleiben. Ich ließ daher durchs Loß 40 Mann beſtimmen, die gegen die Feinde des Huapo zu Felde ziehen ſollten. Herrn Kruſtiew übergab ich das Kommando über das Schiff; Kuznetſchow befehligte den linken Flügel, Wynblath den rechten, und ich nebſt Stephanow das Zentrum. Der Fürſt ſchickte Pferde für uns und für unſer Geſchüz, das in 4 Drehbaſſen beſtand. Wir marſchirten zwey Tage, ohne daß wir den Feind bemerkten; Huapo aber blieb immer hinter uns mit ſeinen Leuten, weil ſeine Mannſchaft mit Lebensmitteln beladen war, und deshalb nicht ſo ſchnell

fortrücken konnte. Den dritten Tag früh Morgens bemerkte Hieronymo, der mir den Weg weiſen mußte, 30 bis 40 feindliche Reuter. Ich war mit 6 meiner Gefährten vor den andern voraus, rückte aber doch mit ihnen auf die Feinde an; dieſe wollten uns aber nicht bemerken, bis ſie hofften, uns erreichen zu können. Dann kehrten ſie plözlich um, und kamen mit den Lanzen in der Hand in vollem Sprung auf uns zu. Ihre Wuth ward durch die erſte Salve aus unſerm Gewehr abgekühlt; ſie kehrten um, und wir machten zwey Gefangene, die verwundet vom Pferd gefallen waren. Von dieſem erfuhren wir, daß wir das Hauptheer bald zu Geſicht bekommen würden, und von der Hauptſtadt nur noch 6 Stunden entfernt wären. Ich wartete daher, biß die übrigen meiner Leute zu mir geſtoſſen waren, und nahm dann meine Lage ſo, daß wir unſere Drehbaſſen an einem vortheilhaften Ort aufpflanzen konnten. Gegen Mittag bemerkten wir gegen 100 Reuter, die uns recognoſcirten; um ſie deſto dreuſter zu machen, ließ ich ſie ruhig herbeykommen. Gleich nach dieſem kamen mehrere Haufen Reuter von andern Seiten her, und endlich ein Korps Truppen von zehn bis zwölftauſend Mann. Ich ließ ſie ungeſtört heranrücken, aber alles zu einem anhaltenden Feuer in Bereitſchaft halten. Auf einmal fiel der ganze Haufe auf uns los: ich empfieng ſie aber ſo derb, daß auf die erſten Salven gegen 200 auf dem Plaz blieben. Deſſen ungeachtet wagten ſie einen zweyten heftigen Angriff, wurden aber auch jezt wieder genöthiget, ſich mit groſſem Verluſt zurückzuziehen. Ich verfolgte ſie, bis mich die Nacht nöthigte, Halt zu machen.

Während wir dieſes Geſchäft abzuthun hatten, kam der Prinz mit ſeinen Leuten herbey, und billigte meinen

Vorſchlag, die Feinde ungeſäumt anzugreifen. Ehe der Tag anbrach, hatten wir ſie gezwungen, Zufluchtsorte zu ſuchen. Die Meiſten warfen ſich in die Stadt; die Truppen des Huapo, aufgemuntert durch unſere Tapferkeit, griffen ſie an, wurden aber ſo weit zurückgetrieben, bis wir uns wieder mit ihnen vereinigten. Um die Flucht des Hapuaſingo zu verhüten, ſchickte ich ein Commando nach der gegenüberliegenden Seite der Stadt ab, die von uns noch nicht beſezt war. Ehe eine Stunde vergangen war, kamen meine Leute zurück, und brachten den Hapuaſingo mit vier von ſeinen Frauen gefangen mit ſich. Dieſer Umſtand entſchied den ganzen Krieg. Der gefangene Fürſt verſprach alle Bedingungen des Huapo einzugehen, wenn man ihm und ſeiner Familie das Leben ſchenken würde. Ich fand dieß ſehr billig, nnd übergab ihn dem Huapo. Dieſer bezeugte eine unmäſige Freude über unſer Kriegsglück, und überhäufte mich mit Lobſprüchen. Ich eröfnete ihm nun meinen Entſchluß zurückzugehen, und meine Reiſe fortzuſezen, da der Krieg geendiget wäre. Er wandte alles an, mich zum Aufſchub meiner Abreiſe zu vermögen; da er aber ſahe, daß ich feſt auf meinem Entſchluß beharrte, nahm er mit gerührtem Herzen Abſchied von uns, und ſchikte uns zum gemeinſchaftlichen Geſchenk einige ſchöne Perlen, 8 Quintalen Silber und 12 Pfund Gold, mir aber beſonders ein Käſtchen mit 100 Goldſtücken, die zuſammen 13¼ Pfund wogen. Dagegen ließ ich ihm den gröſten Theil der zu dieſem Kriegszug gebrauchten Artillerie zurück. Der General mußte uns mit 120 Reutern begleiten, um für unſern Unterhalt zu ſorgen; und wir wurden auch wirklich überall mit der äuſſerſten Achtung und Freundlichkeit aufgenommen und bewirthet.

Den 8ten Sept. kamen wir endlich ganz abgemattet in unſerm Lager an, wo ich alles in der beſten Ordnung fand. Um meinen Gefärthen einen Beweis meiner Freygebigkeit zu geben, vertheilte ich alles erhaltene Gold und Silber nach dem Gewicht unter ſie, und meinen vertrauten Freunden und den Frauenzimmern die Perlen und das mir beſonders geſchenkte Käſtchen voll Gold. Als meine Gefärthen hörten, daß ich gar nichts für mich behalten hätte, erbot ſich jeder, mir die Helfte ſeines Antheils zu überlaſſen; ich ſchlug es aber aus, unter dem Verſprechen, mich im Nothfall an ſie zu wenden. Diß Betragen erwarb mir in einem ſolchen Grad ihre völlige Zuneigung, daß ich deutlich überzeugt wurde, um wie viel mehr oft eine grosmüthige Handlung mehr als die rührendſten Reden wirket.

Nachdem die Geſellſchaft auseinander gegangen war, wandten meine vertrauteſten Freunde alles an, mich zu bereden, auf der Inſel Formoſa zu bleiben. Sie ſtellten mir die glükliche Lage und treflichen Produkte der Inſel vor, die vortheilhaften Umſtände, deren wir uns jezt für unſere Niederlaſſung bedienen könnten, und die Grösſe der Macht und des Glüks, zu der wir uns in kurzer Zeit emporſchwingen würden. Allen dieſen dringenden Gründen wußte ich nichts als den ſehnlichen Wunſch, meine Gattin und das wahrſcheinlich von ihr gebohrne Kind zu umarmen, entgegenzuſetzen; und dieſen Beweggrund unterſtüzte ich noch mit dem, daß wir zur Anpflanzung einer blühenden Kolonie der Hülfe irgend einer Europäiſchen Macht bedürften, die wir durch Briefe nicht ſo ſehr als durch mündliche Unterredung in unſer Intereſſe würden ziehen können.

Sie billigten meinen Entſchluß, und ich machte Anſtalten zur Abreiſe.

10. Kap.

Abreiſe von der Inſel Formoſa — Landung im Hafen von Tanaſoa — Ankunft auf Makao — Begebenheiten daſelbſt — Abreiſe nach Europa.

Den 12ten Sept. verlieſſen wir die Inſel Formoſa, wo wir ſo viele Freude und Ehre genoſſen, und uns ſo ſchöne Außichten auf die Zukunft geöfnet hatten. Um uns dieſer auf die Zukunft zu verſichern, ſuchte ich den Hieronymo durch Geſchenke noch mehr an unſer Intereſſe zu ketten, und gab ihm gewiſſe Anweiſungen, wie er ſich fernerhin in Rückſicht auf uns gegen den Fürſten zu verhalten hätte. Stefanow hatte ſich in die Inſel und in eine ihrer Einwohnerinnen ſo verliebt, daß er um Erlaubniß bat, daſelbſt zurückbleiben zu dürfen. Da ihm aber die ganze Geſellſchaft die Erlaubniß dazu verweigerte, weil er durch ſeinen bösartigen Charakter unſerm Vorhaben und Anſehen bey den Inſulanern ſchaden könnte, wollte er ſich aus Verzweiflung ins Meer ſtürzen, und betrug ſich ſo, daß ich ihn auf einige Zeit mußte einſperren laſſen.

Den 15ten kamen wir an der Küſte von Sina vorbey. Wir trafen da eine Menge Fiſcher-Boote an, kauften ihnen ihren ganzen Vorrath von Fiſchen ab, und überredten einen Sineſen, uns um 100 Piaſter nach Makao zu lotſen.

Den 16ten Sept. liefen wir in dem Hafen von Tanaſoa ein, und begrüßten das Schloß, dem wir gerade gegenüber vor Anker giengen, mit drey Schüſſen. Man dankte uns mit der nemlichen Anzahl, und bald darauf kam ein Mandarin mit einem Dollmetſcher, der mich um mein Vaterland und die Abſicht meiner Reiſe fragte. Ich erzählte ihm kurz meine Geſchichte und Abſichten, und gab ihm ein Geſchenk von Pelzwerk,

wofür er mir die Erlaubniß, Lebensmittel zu kaufen, ertheilte. Er machte mir ein Gegengeſchenk von einem Porzellan-Service, zwey Kiſten Thee, 6 Kühen, 12 Schweinen und vielem Geflügel, und ließ mich wiſſen, daß er, aber in gröſter Stille, mehr Pelzwerk von mir zu kaufen wünſchte. Ich ſchikte ihm daher 150 Biber- und 200 Zobel-Felle, und erhielt dafür 6800 Piaſter. Hier hatte ich neue Urſache, den Verluſt meines Pelzwerks zu bedauern.

Den 20ſten Sept. erblikten wir das Fort auf der Inſel Macao und die Portugieſiſche Flagge darauf, begrüßten es mit 12 Kanonen-Schüſſen, und liefen in den Hafen ein. Gleich darauf machte ich dem Gouverneur, Herrn von Saldagea, meine Aufwartung, erzählte ihm meine Unfälle und die Art meiner Befreyung, und erhielt die Erlaubniß, mir und meinen Leuten Häuſer in der Stadt zu errichten, bis ſich eine günſtige Gelegenheit nach Europa zu kommen, für uns fände. Der Gouverneur hatte ſo viele Gefälligkeit für mich, mir den für mein Zimmer nöthigen Hausrath aus ſeinem Hauſe zu ſchicken, und mich öfters zu Gaſt zu laden. Gewöhnlich traf ich bey ihm eine Menge von Geiſtlichen an, die ſich von dem Augenblick unſerer Ankunft an alle Mühe gaben, meine Gefährten zur katholiſchen Religion zu bekehren. Meinen Leuten geſtattete ich alle Freyheit; dieſe misbrauchten ſie aber aus Freude, friſche Lebensmittel zu finden, ſo, daß in wenigen Tagen 16 ſtarben. Weil ich hier den Reſt meines Pelzwerkes am beſten anzubringen glaubte, verkaufte ich es durch Hülfe eines Dominikaners Zunitta. Es beſtund noch in 480 Biberfellen, 500 Zobeln, und 80 Duzend Hermelinen; und dafür erhielt ich 28440 Piaſter, eine Summe, womit wir kaum unſern Auf-

enthalt in Makao beſtreiten konnten. Den 25ſten ſtarb die gute Aphanaſia. Mit Geduld fand ſie ſich in alle Mühſeligkeiten und Leiden, die unſere Reiſe mit ſich brachte, und betrug ſich immer ſo, daß mir ihr Herz und ihr Verſtand gleich ehrwürdig war. Ihr Tod betrübte mich herzlich, und das um ſo mehr, da ihre Verbindung mit dem jungen Popow, dem ich meinen Familiennamen beygelegt hatte, geſtört ward. Ruhe über ihrer Aſche, und wohl denen, die ſich mehr durch Vernunft als Leidenſchaft leiten laſſen!

Die Stadt machte mir ein Geſchenk von 1000 Piaſtern in Gold, von 42 Stücken blauem Tuch und 12 Stücken ſchwarzem Atlas, um mich zu bewegen, eine Abſchrift von meinem Tagbuch in ihrem Archiv niederzulegen. Ich würde meinem Vortheil zu ſehr geſchadet haben, wenn ich meine ganze Handſchrift mitgetheilt hätte; ich verſprach daher blos einen hiſtoriſchen Auszug davon. Ein gleiches Begehren äußerte wenige Tage nachher ein gewiſſer Kapitain Gohr im Dienſte der Engliſchen Geſellſchaft, und verſprach mir eine ehrenvolle Bedienſtung bey ihr und eine freye Fahrt nach Europa, wenn ich ihr alle meine Handſchriften überliefern, und meine Entdeckung ſonſt niemand mittheilen wollte. Ich wieß den Antrag damit ab, daß ich nicht nur für mich, ſondern auch für alle meine Gefährten Bedienungen oder Schadloshaltung fordere. Herr Gohr entfernte ſich mit ſichtbarem Misvergnügen über meine Forderungen, und nahm Herrn Kepſanow mit ſich; woraus ich ſicher auf neue Unannehmlichkeiten ſchlieſſen konnte. Nach wenigen Tagen machten andere Kaufleute aus der engliſchen Kompagnie das nemliche Begehren an mich, und zeigten mir eine von dem Engliſchen Rath in Kanton unterſchriebene Voll-

macht, mir 15000 Guineen für meine Papiere anzubieten, und wegen der Bedienſtung beliebige Bedingungen einzugehen. Ich verſprach mich zu allem zu verſtehen, wenn man bey Ueberlieferung meiner Papiere mir einen Gehalt von 4000 Pf., der auf meine Kinder nach meinem Tod fiele; ferner jedem Offizier einen von 100, und jedem meiner übrigen Gefährten von 30 Pf. Sterling ausſezte, und noch hinlängliche Unterſtüzung verſpräche, um Pflanzſtädte über Sina hinaus anzulegen. Die Abgeordneten fanden dieſe Foderungen zu gros, und ſuchten nun meine Leute zu gewinnen und zur Erreichung ihrer Abſichten zu gebrauchen. Stephanow verſprach ihnen zuerſt ſeine Dienſte und machte ſich anheiſchig, ihnen meine Papiere für 5000 Pfund in die Hände zu ſpielen. Als ich dieß erfuhr, nahm ich ſie, ohne daß es meine Gefährten merkten, aus meinem Kaſten, und gab ſie dem Biſchof von Mitelopolis in Verwahrung.

Den 15ten October ließ ich alle meine Gefährten zuſammen kommen, und erklärte ihnen, daß, da einige mit mir unzufrieden zu ſeyn ſchienen, ich jedem die Erlaubniß hiemit ertheilen wolle, ſein Glück zu ſuchen, wo er es für gut fände; meine Schuld gegen ſie hofte ich durch das, was ich auf Formoſa unter ſie ausgetheilt hätte, völlig abgetragen zu haben. Kaum hatte ich ausgeredet, ſo warf mir Stephanow vor, ich wollte der Geſellſchaft ihren Antheil an den Vortheilen entziehen, die ich jezt einzuerndten im Begriff wäre, und bey meiner Uneigennüzigkeit in Vertheilung der Geſchenke des Huapo hätte ich blos die Abſicht gehabt, ſie in wichtigern Dingen zu überliſten. Er forderte dann meine Gefährten auf, ihm zu folgen; und mir meine Papiere mit Gewalt wegzunehmen. Daß Stefanow

zu einer ſolchen Gewaltthätigkeit ſich entſchlieſſen konnte, wunderte mich nicht; aber höchſt kränkend war es mir, daß auch Wynbladth, mein ehmaliger Major, und bisheriger treueſter Gefährte meiner Schikſale, ſich zu Stefanows Parthey ſchlug. Sie lieſſen ſich durch keine Vorſtellungen zurechtweiſen, ſondern giengen ihrer eilf nach meinem Quartier, und nahmen die Kiſte weg, worinn ſie die Papiere vermutheten. Ich eilte mit 20 Mann nach Stefanows Quartier, und brach die Thüre auf, da er ſie nicht gutwillig öfnen wollte. So wie ich hereintrat, ſchoß er eine Piſtole nach mir ab, weswegen ich ihn feſtnehmen, und enge einſperren ließ. Wynbladth hatte ſich mit Piſtolen und einem Säbel bewafnet in einen Garten am Haus geflüchtet; da er aber um der hohen Mauer willen keine Ausflucht finden konnte, und durch heftigen Regen und Hunger ſehr mitgenommen wurde, bath er um Verzeihung, und ergab ſich an zwey meiner Leute, die ich als Wache vor den Eingang des Gartens geſtellt hatte. Um vor ähnlichen Auftritten auf die Zukunft deſto ſicherer zu ſeyn, hielt ich für nöthig, dieſe beyden, Stefanow und Wynbladth, von der Geſellſchaft zu trennen, und ließ ſie auf Erlaubniß des Gouverneurs aufs Schloß in Verhaft ſetzen. Ein paar Tage nach dieſem Auftritt wurde ich von einem heftigen Fieber heimgeſucht, das beynahe 4 Wochen anhielt. Der Gouverneur hatte die Freundſchaft, mir in ſeinem Schloß ein Zimmer anzubieten; und während dieſer Zeit übergab ich Herrn Kutsnetſchow das Kommando über die Geſellſchaft. Nach meiner Krankheit durchſuchte ich meine Kiſte, und fand, daß verſchiedene Sachen, die ich auf meinen Reiſen geſammelt hatte, daraus verſchwunden waren. Ich erfuhr bald,

daß Stefanow und Wynbladth alles für 1500 Piaſter an einen Juden verkauft hätten, obgleich die Perlen allein, die ſich darunter befanden, fünfmal ſo viel werth waren.

Den 10ten Dec. eröfnete ich meinen Gefärthen den Entſchluß, auf zwey Franzöſiſchen Schiffen nach Europa zu gehen. Sie erklärten ſich, mir in Allem zu folgen; ich ſchloß daher mit Herrn de St. Hilaire, einem Kapitain in Dienſten der Franzöſiſch-Oſtindiſchen Kompagnie, den Vertrag, mich nebſt meinen Gefärthen um 115,000 Livres nach l'Orient in Frankreich auf zwey Schiffen zu bringen. Wynbladth entließ ich auf ſein reuiges Bitten aus dem Verhaft, und verſprach ihn mitzunehmen; Stefanow'n aber zahlte ich 4000 Piaſter aus, und ließ ihn laufen. Er ließ ſich alsdann mit den Holländern ein, die ihn gerne aufnahmen, in der Hoffnung, Licht über unſere Reiſe von ihm zu erhalten, und ihn nach Batavia ſchikten. Ich verkaufte hierauf unſer Schiff an einen Portugieſiſchen Kaufmann um 9000 Piaſter; den Schiffs- und Kriegs-Vorrath aber behielt der Gouverneur.

Nachdem ich meine Schulden getilgt hatte, wodurch meine ganze Habſeligkeit aufgezehrt wurde, reißten wir den 14. Januar 1772. von Makao ab, und wurden auf 3 Sampanen nach der Mündung des Taju gebracht, wo wir die franzöſiſchen Schiffe, die von Kanton kommen, und uns an Bord nehmen ſollten, erwarteten. Sie trafen den 22ſten Januar ein, und brachten uns den 16ten Merz nach Isle de France, ohne daß uns etwas Merkwürdiges zugeſtoſſen wäre. Der Gouverneur daſelbſt, Ritter de Roche empfieng mich mit militairiſchen Ehrenbezeugungen, nahm mich in ſein Haus auf, und lieh mir eine Summe Geldes

auf die Reiſe. Den 4ten April verlieſſen wir die Inſel, und giengen den 12ten bey Madagascar vor Anker. Nach einigen Nachrichten, die mir vom Gouverneur zu Isle de France waren mitgetheilt worden, wünſchte ich mir eine genauere Kenntniß dieſer ſchönen und groſſen Inſel zu verſchaffen; zum Unglük dauerte aber unſer Aufenthalt daſelbſt nur zwey Tage.

Wir ſegelten den 14ten April von hier ab, kamen den 27ſten ums Vorgebürg der guten Hoffnung, und erreichten endlich den 18ten Julius die Inſel St. Croix. Gleich bey meiner Ankunft ſchikte ich einen Offizier an den königlichen Befehlshaber zu Port Louis. Er erlaubte mir und meinen Leuten, dort Quartier zu nehmen, empfieng mich mit ausgezeichneter Höflichkeit, und ſchikte einen Eilboten mit einem Paquet von mir an den Herzog von Aiguillon. Den 2ten Auguſt erhielt ich von dieſem eine Einladung nach Champagna zu ihm zu kommen. Ich machte mich gleich auf den Weg, und wurde mit vieler Güte von ihm empfangen. Er bot mir ein Infanterie-Regiment an, das ich auch unter der Bedingung annahm, daß man mich zur Anlegung einer Kolonie jenſeits des Vorgebürgs der guten Hoffnung gebrauchen ſollte. Bald darauf hatte ich die Freude, meinen Oheim, den Grafen von Beniow, Befehlshaber des Schloſſes und der Stadt Bar, Kommandeur des St. Lazarus-Ordens und des Ludwigs-Ordens Ritter aufzufinden. Durch ſeine Hülfe und des Königs Gnade gelang es mir, meine Gattin aus Ungarn hohlen zu laſſen, die auch nach einem Jahr anlangte. Sie hatte während meiner Abweſenheit einen Sohn zur Welt gebracht, der aber ſtarb, gerade als mein Eilbote bey ihr ankam.

11. Kap.

Plan der Niederlaſſung auf Madagascar — Vorſchrift an die Regierung von Isle de France deswegen — Ankunft des Grafen auf Madagascar — Bündniß — Feindſeligkeiten — Verſöhnung mit den Madagaſſen.

Den 15ten Sept. 1772. eröfnete mir der See-Miniſter, Herr von Boines, daß der König geſonnen ſey, unter meiner Aufſicht eine beträchtliche Niederlaſſung auf der Inſel Madagascar anzulegen, wobey Se. Majeſtät hauptſächlich die Abſicht hätten, daß von da aus die Inſeln de France und Bourbon mit Lebensmitteln verſorgt, neue Handlungs-Zweige eröfnet, und die bey künftigen Kriegen in Oſtindien erforderlichen Truppen unterſtüzt werden könnten. Ich ließ mir dieſen Vorſchlag gefallen, erklärte aber, daß ich zur Sicherheit dieſer Unternehmung, die ſchon mehrmals verſucht worden, und immer verunglükt ſey, gleich Anfangs eine hinreichende Anzahl Truppen, und in der Folge eine beſtändige Unterſtüzung nöthig habe. Der Miniſter willigte augenblicklich in meinen Vorſchlag, übernahm die Beſorgung alles deſſen, was zu meinem Unternehmen nöthig war, und brachte es dahin, daß mir der König das Kommando über 1200 Mann anvertrauen wollte. Ich ſtellte vor, daß dieſe Anzahl für jezt zu groß ſey, da man nicht durch Gewalt ſondern durch liebreiche Behandlung die Zuneigung der Einwohner gewinnen müßte, und bath mir daher nur 300 Mann aus. Ich warb nun meine Korps, das in kurzer Zeit vollzählig war, und während dieſer Zeit ſollte der erſte Kommiſſair der See-Angelegenheiten einen Entwurf zu der neuen Niederlaſſung entwerfen. Da man mit dieſem nicht zufrieden war, gab mir der Miniſter ſelbſt den Auftrag, einen auszufertigen, und zu-

gleich alles, was ich dazu erforderlich glaubte, aufzuzeichnen. Ich that diß, und der Miniſter verſprach, die Sache dahin einzuleiten, daß alles meinen Abſichten gemäß verwilliget würde. Den 19ten Merz 1773. erhielt ich endlich einen Brief, worinn mir die Abſichten des Königs eröfnet wurden, und die Abſicht eines andern an die Befehlshaber auf Isle de France, Herrn von Ternay und Maillart, woraus ich ſahe, daß ich der Gnade dieſer leztern faſt völlig überlaſſen war. Ich machte bey dem Miniſter mehrmals vergebliche Vorſtellungen darüber, brachte es aber endlich durch die Verwendung des Herzogs von Aiguillon dahin, daß die Briefe an die Befehlshaber auf Isle de France geändert, und mir noch mehr, als ich verlangt hatte, verwilliget wurde. Die Befehle an dieſe Befehlshaber giengen ihrem weſentlichen Innhalt nach dahin:

„Dem Baron v. Benjowsky ſey der Auftrag gegeben worden, eine Niederlaſſung auf Madagascar zu errichten, wozu er auf der Inſel den ihm ſchicklichſt ſcheinenden Platz nach Gutdünken wählen könne. Der Haupt-Zweck ſey, ſich mit den dortigen Fürſten Verbindungen zu ſchaffen, durch dieſe einen Tauſchhandel in Gang zu bringen, und dadurch dem Nachtheil abzuhelfen, der aus dem Einkauf um baares Geld entſtünde. Man habe zu dem Ende dem Herrn von Benjowsky ein Korps Truppen, das aus lauter jungen ausgeſuchten Leuten von verſchiedenen Handwerken beſtehe, anvertraut, und den Poſtillon, ein leichtes Fahrzeug unter unter dem Befehl des Herrn Saunier zum willkührlichen Gebrauch überlaſſen. Da der König mir einen Wundarzt ernannt, ſolle dieſem Herr Maillart einen Gehülfen beygeben;

Zudem ſey Herr von Maiſonville dem Herrn von Benjowsky als Unter-Kommiſſair zugegeben, und für einen Rechnungsführer, Vorraths-Schreiber und Feldgeiſtlichen habe Herr Maillart zu ſorgen. Ferner ſoll Herr von Ternay dem Herrn von Benjowsky Rekruten geben, und ihm zu ſeiner Vertheidigung 12 Kanonen, 6 Zwölfpfünder, 4 Achtpfünder, 6 Drehbaſſen, zwey kleine Mörſer mit ihren Bomben, 500 Granaten, 3 Fäſſer Schießpulver, ein Faß grobes Pulver, 500 Pfund Schwefel, eben ſo viel Salpeter, 4000 Pfund Bley und Kugel-Formen, wenn die Magazine alles diß abgeben können, liefern. Wenn es möglich ſey, ſollen ihm auch noch andere auf Madagascar gangbare Waaren, Musketen, Piſtolen, Hacken, Nägel, eiſerne Stangen, Kupfer u. ſ. w. und eine vollſtändige Tiſchlers- und Zimmermanns-Geräthſchaft überliefert werden. — Da die Truppen gerade zur ſchlimmen Jahrszeit zu Madagascar ankommen werden, ſo ſolle für ihren Unterhalt während der Zeit, da kein Verkehr mit Isle de France ſtatt finde, geſorgt werden. Herr Maillart ſoll alſo dem Rechnungsführer eine hinreichende Summe für ſechsmonatlichen Sold einhändigen, und den Vorraths-Schreiber mit Wein, Branntewein, Mehl, ungeſalzenem Fleiſch auf eben ſo lange Zeit verſehen. Privat-Handel-Schiffe ſollen ſich der Gegend, wo die Niederlaſſung angelegt werde, nicht nähern, ſondern blos die Schiffe, die zur Abhohlung der für königliche Rechnung gekauften Waaren, und des Zug-Viehs dahin geſchikt werden; aber auch die Befehlshaber dieſer Fahrzeuge ſollen nicht für ſich Handlung treiben. Herrn Mai-

ſonville, der die Aufſicht über alle Handlungs-Geſchäfte für königliche Rechnung erhalten, ſolle ein ſicherer Mann und zwey Dollmetſcher zugeſellet werden, die zugleich bey den Unterhandlungen mit den Oberhäuptern der Inſel gebraucht werden können.

Ueberhaupt werde den Befehlshabern auf Isle de France die genaueſte Sorgfalt bey der Auswahl dieſer Leute, und die gröſte Thätigkeit zur Unterſtüzung der ganzen Unternehmung aufs dringendſte um ſo mehr empfohlen, da Isle de France ſelbſt ſehr dabey gewinnen würde, wenn durch den beſtändigen Aufenthalt der Franzoſen auf Madagascar die Einwohner geſitteter, und zum Gebrauch unſerer Produkte und Arbeiten gewöhnt würden.„

Diß war der Innhalt des mir von dem Miniſter Herrn von Boines an die Oberhäupter von Isle de France, Maillart und Ternay, mitgegebenen Briefes; mir aber ward aufgetragen, nicht nur mit dieſen Herrn einen Briefwechſel zu unterhalten, ſondern auch dem See-Miniſter umſtändliche Nachricht von dem Fortgang der ganzen Unternehmung zu geben.

Als ich mich vom Miniſter beurlaubt hatte, begab ich mich nach l'Orient, und gieng auf dem Schiff, die Marquiſe de Marbonuf, an Bord, mit dem ich Isle de France den 22ſten Sept. erreichte. Ich fand hier ſchon einen Theil meiner Truppen, die übrigen warteten noch zu l'Orient auf Schiffe. — Da ich von dem Gouverneur, Herrn von Ternay, vermöge meiner Inſtruktion die nöthige Unterſtützung forderte, verſprach er mir zwar in allem, was die Einrichtung meines Korps und die Auslieferung des Paquetboots, der Poſtillon, betreffe, ſeine Pflicht zu thun, wies mich aber wegen der übrigen Forderungen an Herrn

Maillart, als Aufſeher der Schatzkammer. Ich gieng zu dieſem, und erſtaunte, da er ohne Rückhalt äuſſerte, daß er ſich ſehr wundere, wie der Hof ſich in ſolches Unternehmen habe einlaſſen können, das, wenn es gelänge, alle Kaufleute auf Isle de France an Bettelſtab bringen müſſe. Er wolle jedoch ſehen, was er thun könne, bis er beſtimmte Befehle vom Hof habe, dem er alle Schwürigkeiten vorſtellen werde. So traf alſo meine ſchon in Frankreich gefaßte Beſorgniß, der Willkühr einer eiferſüchtigen Parthey Preis gegeben zu werden, ein, und eben dieſer Eiferſucht war gewiß nachher der ganze unglükliche Erfolg beyzumeſſen.

Da Herr Maiſonville, der mich als Unter-Kommiſſair begleiten ſollte, ſich nach Madagascar zu gehen weigerte, ſo ward von Herrn Maillart ein gewiſſer Vahis, ein bekannter Betrüger, mit dem Beyſatz: daß er nach Madagascar gut genug ſey, an ſeine Stelle geſezt. Da mich auch dieſer Vorfall in meiner Meynung beſtätigte, daß mich die Oberhäupter auf Isle de France nie nach ihren Pflichten unterſtützen würden, entſchloß ich mich, auf ein trauriges Ohngefähr nach Madagascar zu gehen, und dort die mir verſprochene unmittelbare Hülfe von Frankreich zu erwarten. Ich ſchikte daher den 7. Dec. den Schifslieutenant, Herrn Sauvier mit dem Poſtillon und 30 Mann nach Madagascar ab, um vorläufige Erkundigungen vom Land und ſeinen Einwohnern einzuziehen. Von der Rhede ſchrieb er mir, Herr Maillart habe ihm die nöthigſten Bedürfniſſe, ſelbſt den Brandewein verſagt, und nur wenige Kleinigkeiten verabfolgen laſſen. Ich beklagte mich deswegen bey Herrn Maillart, der mir aber ins Geſicht erklärte, daß er das ganze Unternehmen für

einen unüberlegten Entwurf eines Abentheuerers halte, und es daher mehr zu hindern als zu fördern ſuchen werde. Ich verließ ihn, ohne ein Wort zu ſagen, und gab dem Miniſter mit einem Schiff, das eben nach Frankreich gieng, von der Lage der Sachen Nachricht. Wenige Tage nach dieſem Auftritt ließ Herr Maillart mich zu ſich kommen, bath mich wegen unſers bisherigen Mißverſtändniſſes um Verzeihung, und verſprach mich ſo viel als möglich zu unterſtützen: er hielt aber ſchlecht Wort. Endlich war der Reſt meiner Truppen auf Isle de France angekommen; ich verlangte daher Schiffe zu meinem Transport, und einige nothwendige Geräthſchaften, Arzneyen, Wein-Eßig und 3 Filtrir-Steine, um damit das ſchlammige Waſſer auf Madagascar zu reinigen. Ich erhielt von dem Gouverneur das nothwendige Geſchütz, und den zu meiner Abreiſe nöthigen Kriegs-Vorrath, und zu meinem Transport erwartete man das Schiff le des Forges täglich von Bourbon. Herr Maillart aber bedaurte ſehr, daß er nur einen kleinen Vorrath von Handlungs-Waaren mir mitgeben könne; Eßig und Filtrir-Steine ſeyen gar nicht vorhanden, er wolle aber beydes nachſchicken, und wenn er ſie von Kaufleuten kaufen ſollte; doch brachte ich es dahin, daß er ſtatt des Betrügers Vahis einen andern Vorraths-Schreiber, Namens Senan, ernannte.

Den 1ſten Januar 1774. erhielt ich Nachricht von Madagascar, daß mein Kommando, das ich vorausgeſchikt hatte, kaum auf 3 Monathe Lebensmittel habe, und mit den Oberhäuptern der Eingebornen ſchon in Feindſeligkeiten verwickelt worden ſey; weswegen ich ſobald möglich dahin kommen ſolle. Ich ließ einen Theil meiner Leute als krank zurück, mehrere waren

zum Ausreiſſen verleitet worden, und ſelbſt einige Offiziere ſtellten ſich krank, da man äuſſerſt nachtheilige und boshafte Anmerkungen über unſer ganzes Unternehmen machte. Ich erfuhr ſogar, daß man Abgeordnete an Hyavi einen Fürſten auf Madagascar geſchikt hatte, um ihn gegen mich zu warnen, indem meine Abſicht dahin gienge, den dortigen Einwohnern ihr Eigenthum zu nehmen, und ſie zu unterjochen. Den 2ten Februar ſegelten wir endlich von Isle de France ab, und lieſſen am 14ten glüklich in den Meerbuſen von Antongil auf Madagascar ein. Als ich ans Land kam, fand ich mehrere Oberhäupter der Eingebornen, die zu meinem groſſen Vergnügen viel Freude über meine Ankunft äuſſerten. Mit deſto gröſſerem Schmerz erblickte ich dagegen die traurige Lage meiner Leute. Da ſie nichts hatten, wodurch ſie die Hülfe der Schwarzen hätten erkaufen können, mußten ſie alle Arbeit ſelbſt verrichten, und entkräfteten ſich dadurch in dem heiſſen Lande aufs äuſſerſte. Der Befehlshaber und Wundarzt waren krank und ohne Arzney; ſie hatten kein Vorrathshaus, keine Baraken und kein Hoſpital, und mußten gegen die Anfälle der Eingebornen Tag und Nacht Wache halten. Das erſte war, daß ich dieſe zu gewinnen ſuchte; ich brachte ſie auch bald dahin, daß ſie mir einige Hütten verkauften, wohin ich meine Truppen einquartierte, bis die nöthigen Gebäude aufgeführt werden konnten. Auf dem Schiff, das uns auf die Inſel gebracht hatte, fand ich zu meinem Erſtaunen beynahe nichts von allem dem, was Herr Maillart verſprochen hatte; ich mußte daher die nöthigſten Bedürfniſſe vom Kapitain kaufen, und ihm einen Wechſel von 14500 Livres auf mich ſelbſt ausſtellen, da er keine Anweiſung auf den König annehmen

wollte. Auf den 1ſten Merz lud ich die Oberhäupter der Provinz Antimaroa nach Louisburg, dem Ort unſerer Niederlaſſung, zu einer Unterredung ein, um ſie ſo viel möglich auf meine Seite zu bringen. Sie erſchienen, 28 an der Zahl, und unter einer Bedeckung von ungefähr 2000 Bewafneten. Ich erklärte ihnen durch einen Dollmetſcher die Abſicht des Königes, die Einwohner von Madagascar in ſeinen Schutz zu nehmen. Er wolle daher eine Niederlaſſung anlegen, um ſie gegen ihre Feinde vertheidigen, und beſtändig ein Waaren-Lager halten zu können, wo ſie Zenge, Brandewein, Pulver, Kugeln, Flinten-Steine und andere Waaren für die Erzeugniſſe ihres Landes eintauſchen könnten. Der König verlange von ihrer Seite blos, daß ſie ein Freundſchafts-Bündniß mit mir ſchlöſſen, und mir Plaz zu einer Niederlaſſung überlieſſen, den wir ihnen abzukaufen bereit ſeyen; auch möchten ſie uns erlauben, nahe an der Quelle des Fluſſes Tingballe Vorrathshäuſer und ein Hoſpital zu bauen, und ſich anheiſchig machen, alles, was zur Niederlaſſung gehört, zu vertheidigen. Kaum war meine Rede geendiget, ſo erhuben ſie ein allgemeines Freuden-Geſchrey, und bewilligten bis auf das Land am Fluß Tingballe, worüber ſie noch berathſchlagen wollten, alles unter der Bedingung, keine Veſtungen zu bauen. Dieſer Vertrag ward durch Eide beſtätiget, worauf ein Gaſtmal folgte, bey dem ich ein Faß Brandewein unter ſie vertheilte.

Den 3ten Merz ſchikte ich Herrn von Saunier am Bord des Poſtillons nach Foul-Pointe, um die Privatleute dort zu vertreiben, welche die Eingebornen gegen uns einzunehmen ſuchten, und zugleich dem dortigen König Hyavi Geſchenke zu bringen, und ihm

meine Hülfe gegen ſeine Feinde anzubieten. Die Schwarzen verlezten ihren mir geleiſteten Eid bald, und grifen des Nachts meine Schildwachen an, wurden aber ſo empfangen, daß ſie mit Verluſt mehrerer flohen. Um dieſe Zwiſtigkeiten zu verhindern, ſchlug ich den Oberhäuptern der Dörfer, die zunächſt an dieſen Niederlaſſungsort grenzten, vor, mir ihre Häuſer zu verkaufen. Sie willigten ein, verlieſſen ſie, und ich ließ ſie dann niederreiſſen; dadurch ward ich Herr der ganzen Landſpitze. Die Schwarzen gaben dem ohngeachtet ihre feindſelige Abſichten gegen uns nicht auf, und ſuchten uns, wie mir eine freye Negerin meldete, durch die Lebensmittel, die ſie an uns verkauften, zu vergiften. Ich verboth, etwas von ihnen zu kaufen, und zwang einen, ſelbſt davon zu eſſen, wovon er plözlich todt zur Erde fiel. Die übrigen flohen.

Den Tag darauf verlangte ein Oberhaupt, Silolaut, mich in einem Holz zu ſprechen. Da ich in Erfahrung brachte, daß er mit einem andern Oberhaupt von Saphierbay ſich verſchworen habe, mich im Holz mit ſeinen Leuten zu überfallen und umzubringen, ſchikte ich gleich zwey Offiziere mit 50 Mann und zwey Feldſtücken ab. Auf deren Annäherung flohen ſie, und verlohren mehrere. Zwey Tage nach dieſer Begebenheit brachte mir eine Negerin die Nachricht, daß eben dieſe beyden Oberhäupter ſich mit einem dritten, dem Fürſten Kaul, gegen uns verbunden hätten. Um ihnen zuvorzukommen, ſchikte ich meinen Major mit 60 Mann des Nachts auf Booten gegen ſie ab; dieſe überfielen die Feinde, jagten ſie in die Wälder, ſteckten ihr Dorf in Brand, und vernichteten ihre Arbeiten. Dieſer Zug verſchafte uns Ruhe. Wenige Tage nach dieſer Begebenheit ſchikten mir 6 Provinzen Abgeordne=

te, aus Freude über die Niederlage ihrer Feinde, brachten Geſchenke, und boten mir einen Freundſchafts-Eid an. Die Eingebornen aus Saphierbay bathen um Frieden, den ich ihnen unter der Bedingung verſprach, wenn ſie den verrätheriſchen Kaul nicht weiter für ihr Oberhaupt erkennen wollten. Wenige Tage nachher kamen ſie in groſſer Menge mit der Nachricht, daß ſie Kaul abgeſezt hätten; worauf ich ihnen Frieden verſprach und Geſchenke austheilte. Bald darauf kameu auch einige Oberhäupter von Angonzie, bothen mir ihre Freundſchaft an, und bathen, eine Handlung bey ihnen einzurichten, welches ich verſprach.

Als ich die Gegend einmal durchreiste, entdekte ich an einem Berge Kupfer-Erz; ich gebot allen, es unangerührt zu laſſen, und gab dem Miniſter Nachricht davon.

Den 1ſten Apr. Nachts fand ich, bey Unterſuchung der Poſten, daß ſieben von meinen Leuten fort waren. Sie wurden wieder eingeholt, und geſtanden, daß 50 Gemeine nebſt 2 Offizieren ihnen zu folgen im Sinn gehabt hätten; ich ließ daher die Verbrecher plözlich einziehen und Kriegsrath über ſie halten, wo mehrere zur Spißruthenſtrafe und die andere zur Arbeit verurtheilt wurden. Den Tag darauf kam der Poſtillon von Foulpointe zurück, und berichtete, daß Hyavi, troz aller Aufhetzungen der Privat-Kaufleute, meine Freundſchaft wünſche, und mich bitten laſſe, einen Poſten bey ihm anzulegen. Gleiches begehrten auch die Oberhäupter von St. Marie. Beyden bewilligte ich ihr Geſuch.

12. Kap.

Anlegung einer Niederlaſſung im Fluß Tingballe — Krankheit des Grafen und vieler Anderer — Abſchaffung des Gebrauchs, Kinder auszuſetzen — Kabalen des Ober-Kaufmanns des Aßiſes.

Den 28ſten wurde mir der Tod unſers Vorraths-Schreibers, Senan, gemeldet; da ich viele Unordnung in ſeinen Rechnungen vermuthete, ließ ich gleich ſein Schreib-Pult und die Magazine verſigeln. Mein Verdacht beſtätigte ſich nachher auch nur zu ſehr, indem er gar kein Verzeichniß der Ausgaben und Einnahme hinterließ. Um der vortheilhaften Verkehr zu beſchleunigen, den ich an der weſtlichen Küſte zu errichten wünſchte, ſchikte ich Herrn Mayeur mit gehöriger Mannſchaft ab, mit dem Auftrag, dieſen Entwurf auszuführen, bey der Quelle des Fluſſes Tingballe eine Niederlaſſung zu errichten, gegen Angonave über, dem erſten Dorf der Seklarer, ein Fort zu erbauen, Freundſchafts-Bündniſſe mit den Oberhäuptern der innern Gegenden des Landes zu ſchlieſſen, die beſten Handlungs-Zweige, die Sitten, Macht, Neigungen der Einwohner und das Klima der Gegend zu beobachten, die zur Fortſchaffung der Waaren tauglichſten Wege aufzuſuchen, und überhaupt alles zu unſerem Beſten zu thun, was die Umſtände mit ſich brächten.

Den 30ſten kam die königliche Korvette, le Neceſſaire, unter dem Herrn Korbi hier an, und brachte die auf Isle de France krank zurükgebliebene, den Hauptmann von Sanglier nebſt 20 Mann, einigen Schreibern und verſchiedenen Leuten mit, die ſich auf der Inſel niederlaſſen wollten. Unſere damalige Lage war äuſſerſt traurig, da verſchiedene meiner Offiziere

krank oder mit Kommandos abweſend waren. Unſere Magazine waren ſchlecht verſehen, und wurden noch ſchlechter verwaltet. In unſern Krankenhäuſern hatten wir nur wenig Arzneyen, und keinen geſchickten Wundarzt, der meinen durch Hize und Strapazen ermatteten Leuten hätte zu Hülfe kommen können. Mit Ungeduld wartete ich auf die Erfüllung des Verſprechens, das mir Herr Maillart gethan hatte; aber wir ſchienen vergeſſen oder vielmehr verlaſſen zu ſeyn. Ich ſelbſt mußte bey den Kranken die Stelle eines Wundarztes vertreten; wurde aber ſelbſt bald von einem heftigen Fieber ergriffen. So lang ich auch ihm zu widerſtehen ſuchte, mußte ich mich doch endlich auf die von unſerer Niederlaſſung nicht weit entfernte Inſel Aiguillon begeben, um mit mehr Ruhe eine beſſere Luft zu genieſſen.

Die Veränderung der Luft verſchafte mir bald Erleichterung, daß ich wieder nach meiner in Louisburg zurückgelaſſenen Familie ſehen konnte. Ich fand meine Frau gleichfalls im Fieber, ließ ihr mit zitternder Hand zu Ader, und rettete ihr dadurch das Leben. Kurz nachher erkrankten und ſtarben der Obriſtleutenant Marin und 15 Gemeine. Dieſer groſſe Verluſt, und die noch gröſſere Furcht für die Zukunft, bewogen mich, meinen Offizieren den Vorſchlag zu thun, tiefer im Land eine geſündere Gegend für uns aufzuſuchen. Sie billigten es allgemein und gleich den folgenden Tag machte ſich Herr v. Maringni auf den Weg, um am Ufer des Tingballes eine Anhöhe zu ſuchen. Den 8ten Junius kam er zurück mit der Nachricht, daß er eine anmuthige Gegend, von den Einwohnern die Geſundheitsebene genannt, entdeckt habe, die ihm zur Verſezung der Niederlaſſung ſehr geſchickt ſchiene, da ſie von

weitem Umfang und durch einen Berg gedeckt ſey, der ſich zur Anlegung eines Forts ſehr gut ſchickte, aus dem man den Fluß und eine groſſe Strecke Landes beſtreichen konnte. Dieſe Entdeckung war mir ſehr angenehm; ich ſchickte daher gleich ein kleines Kommando dahin ab, und Herrn Korbi mit einer Anzahl Arbeiter, um ſo ſchnell als möglich Wohnungen für uns aufzuführen. Den 22ſten erhielt ich Nachricht von Herrn Mayeur, daß es ihm geglückt ſey, ſich einen Weg bis in die Provinz Antaguie zu bahnen, daß er aber hier von den Oberhäuptern der Provinz verhindert werde, weiter vorzudringen. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Unterſtüzung von 16 meiner Leute und 24 freyen Schwarzen, die ich im Sold hatte, zu. Unſer Zuſtand wurde immer elender, und verleitete endlich einige von Sеklavern verführte Oberhäupter, ihren uns geſchwornen Freundſchaftseid zu brechen. Ich erfuhr dieß zum Glück durch andere mir zugethane Oberhäupter, und ließ ihr Lager unvermuthet des Nachts von meinen Leuten angreifen, die, ſo ſchwach ſie auch waren, die Feinde doch völlig in Flucht ſchlugen. Da die mir von Isle de France aus verheiſſene Unterſtüzung ſo lange ausblieb, machte ich abermals die dringendſte Vorſtellungen, daß man mir doch einige Fahrzeuge, Leute, Mehl, Brandtwein, und Handlungswaaren ſchicken möchte, und verſprach, dagegen 900,000 Pf. Reis und 300 Ochſen zu liefern. Zugleich verlangte ich die Bezahlung von 96,166 Livres, die ich der Kaſſe auf Madagaskar, auf Verlangen der Aufſeher dieſer Kaſſe vorgeſchoſſen hätte, wofür Lebensmittel, Arzneyen und notwendige Kaufmannsgüter angeſchaft worden wären, weil im Vorrathshauſe nichts davon vorhanden geweſen. Aber alle dieſe noch ſo dringende Vorſtellun-

gen blieben ohne Wirkung. Meine traurige Lage ward nach und nach noch trauriger durch den Tod meines einzigen Sohnes, und des braven Majors von Marigni, der durch ſeine vorher ſchon geleiſteten Dienſte das Ludwigscreuz erhalten hatte. Alle dieſe traurige Vorfälle, deren immer einer auf den andern folgte, ſchwächten meine Geſundheit, die ohnedieß ſeit meiner lezten Krankheit nie ganz hergeſtellt worden war, von Tag zu Tag mehr, daß ich mich endlich gezwungen ſahe, mich nach der Geſundheitsebene bringen zu laſſen. Da das Stackwerk zu Louisburg, unſerm bisherigen Aufenthalt, von ſchlechtem Holz und zu weitläuftig war, um es gehörig bewachen zu können, ſo hatte ich ein kleines Fort, das ich Fort Louis nannte, ausführen laſſen. Hier ließ ich den Oberlieutenant von Vienne mit 56 Mann zur Beſazung, und begab mich mit 30 Wiedergeneſenden nach der Geſundheitsebene, wo ich mich bald wieder erhohlte. Auf einem benachbarten Berge ließ ich ein Fort anlegen, genannt Fort Auguſt; auch eröfnete ich einen Markt zum Einkauf von Reiß, Holz und Vieh, der nach Wunſch von ſtatten gieng.

Da unſere Lage durch die Treuloſigkeit der Befehlshaber auf Isle de France immer mislicher zu werden anfieng, indem ſie neben dem, daß ſie uns nicht unterſtüzten, auch noch die Einwohner zu Madagascar durch beſonders dazu gedungene Leute gegen uns aufzuhezen ſuchten, und ich ſorgen mußte, dieſe möchten ſich unſere Schwäche zu Nuze machen, ſo ſchloß ich ein Bündniß mit unſern Freunden, daß ſie im Nothfall uns mit 1200 Mann unterſtüzen ſollten. Da ich auf meiner Reiſe nach Louisburg den Fluß herabfuhr, errettete ich drey Kinder, die eben erſäuft werden ſollten, vermöge einer grauſamen aber ſehr alten Gewohnheit,

auf Madagascar, nach der die an gewiſſen für unglück=lich gehaltenen Tagen, oder mit Gebrechen gebohrne Kinder gleich nach der Geburt umgebracht werden. Nach meiner Ankunft in Louisburg rief ich die Ober=häupter einiger Provinzen zuſammen, ſtellte ihnen die Grauſamkeit vor, mit der ſie gegen ihre eigene Kinder aus bloſſen Vorurtheilen verfuhren, und brachte es dahin, daß ſie mir eidlich verſprachen, dieſe grauſame Gewohnheit zu unterlaſſen. Nach einiger Zeit lieſſen mich die Frauen verſchiedener Provinzen, denen meine Menſchlichkeit gefiel, weil die natürliche Zärtlichkeit für ihre Kinder ſtärker in ihnen wirkte, als die Macht der Vorurtheile, bitten, über dem Geſez der Erhaltung der unglücklichen Kinder zu halten. Sie lagen mir zugleich ſehr an, meine Frau, die ich ihrer ſchlechten Geſundheit wegen nach Isle de France geſchickt hatte, zurükkommen zu laſſen, um ihren Eid, da die Sache Frauen zunächſt angehe, in ihre Hände ablegen zu kön=nen. Mich freute dieſer Vorſchlag; ich ließ daher mei=ne Frau zurükkommen, und viele Weiber ſchwuren ihr die Erhaltung ihrer Kinder zu, und machten unter ſich aus, daß die Eidbrüchigen als Sklaven verkauft wer=den ſollen.

Den 12ten September erfuhr ich, daß die Sa=phierbayer mit den Schwarzen aus den ſüdlichen Pro=vinzen ein Bündniß gegen mich geſchloſſen hätten. deßwegen ſchickte Hiavi, der mir zuerſt von dieſer Ver=ſchwörung Nachricht ertheilte, 120 Bewafnete, zu mei=ner Unterſtüzung, und verſprach, daß in kurzem ein grö=ßeres Korps nachkommen ſolle. Zu gleicher Zeit ſchick=ten auch die Oberhäupter von St. Maria Abgeordnete mit beynahe 600 Bewafneten, um mich gegen den An=fall meiner Feinde zu vertheidigen. Da die Saphier=

bayer dieß erfuhren, ſtanden ſie von ihrem Vorhaben ab, und entſchloſſen ſich, ihr Land zu verlaſſen. So leicht es mir jezt geweſen wäre, die ganze Nation zu unterdrücken, ſo hielt ich doch in meiner ſchwächlichen Lage Nachgiebigkeit und Freundlichkeit für ein weit beſſeres Mittel, ſie zu gewinnen. Ich ließ ihnen daher Vergebung und Friede zuſichern, wann ſie aufrichtige Reue bezeugten. Sie kamen, und verſprachen mir Treue, Freundſchaft und Unterſtüzung, wenn ich ſie forderte. Um aber doch ähnlichen Verbindungen ſo viel möglich vorzubeugen, ward in einer allgemeinen Verſammlung der Oberhäupter, die ich zuſammenrief, beſchloſſen, daß alle Oberhäupter, die eine geheime Zuſammenkunft halten würden, aus ihren Dörfern gejagt, ihre Ländereyen zum Beſten der Niederlaſſung eingezogen, und ihre Angehörigen zur Sklaverey verdammt werden ſollen. Die Saphierbayer mußten bey dieſer Gelegenheit eine Strafe von 20 Ochſen bezahlen.

Den 20ſten kam ein Schiff unter Herrn Auger im Hafen an, der mir von Herrn Maillart den Befehl brachte 300,000 Pfund Reiß nach Isle de France zu ſchicken. Allein da ich vom Kapitain erfuhr, daß er den Reiß von Herrn Maillart für ſeine eigene Rechnung, den Zentner zu 16 Livres gekauft hätte, um ihn nach dem Vorgebürg der guten Hoffnung zu bringen; ſo ſchlug ich es ab, ihn zu liefern, da ich ihn auf der Stelle für 22 Livres verkaufen konnte. Herr Auger bat mich alsdann, ihm den Belauf in Sklaven zu geben, wozu ich mich um ſo gerner verſtand, weil ſie in meiner gegenwärtigen Lage leicht hätten davon laufen können. Mit dem nemlichen Schiff erhielt ich einen Brief von Herrn von Ternay und Maillart, worinn ſie mir zu meinem großen Vergnügen meldeten, daß ſie

mir einen Vorrathsſchreiber und mehrere andere Verwaltungsbediente ſchickten, und daß nächſtens Herr Des Aſſiſes als Oberkaufmann nach Louisburg mit der Belle Poule kommen würde, die uns zugleich Vorrath mitbringen ſollte. Dieſe Herrn waren kaum ein paar Tage bey uns, ſo überlieſſen ſie ſich ſchon ſolchen zügelloſen, mit Gewaltthätigkeit verbundenen Ausſchweifungen, daß ich ſie ins Gefängniß werfen ließ, und Herrn Maillart Nachricht davon gab.

Den 1ten Octbr. 1774 erhielt ich von meinen Leuten in Manaſar, die Nachricht, daß die Sambariven nichts ſehnlicher wünſchten, als unſere Freundſchaft, und bereit wären, ihre Gebürge zu verlaſſen, und das Land det Saphierbayer zu bewohnen, von wo aus ſie uns mit 4000 Mann in Kriegszeiten unterſtüzen könnten. Da ich mich durch dieſen Antrag in den Stand geſezt ſahe, einen Krieg mit den Saphierbayern zu führen, der beynahe unvermeidlich war; ſo errichtete ich gleich einen Poſten bey dieſer freundlichen Nation. Hierauf begab ich mich nach der Ebene, wo die Herren Mayeur und Korvi, die ich nach Weſten auf Entdeckungen ausgeſchickt hatte, zuſammentreffen mußten. Ich erfuhr von ihnen, daß die Einwohner der innern Gegenden der Inſel einen großen Reichthum an Ochſen, Baumwolle, Ebenholz und Gummigut beſäſſen, und ſehr für uns eingenommen wären; übrigens dürften ſie um unſerer Entfernung und geringen Anzahl willen es nicht wagen, ſich öffentlich für uns zu erklären, und ihre Verbindungen mit andern Nationen aufzuheben.

Den 7ten kam die Fregatte Belle Poule von Isle de France an, brachte Herrn des Aſſiſes und einen Brief von Herrn Ternay und Maillart mit, worinn ich benachrichtiget wurde, daß jener aus der Schazkam-

mer zu Isle de France eine hinlängliche Summe erhalten hätte, um mein Korps auf mehr als ein ganzes Jahr zu bezahlen. Ich forderte von H. des Aſſiſes dieſe Summe, und erhielt zur Antwort, daß er ſogar kein Geld aus der Schazkammer erhalten, daß er vielmehr aus ſeiner Taſche die zum Einkauf der nothwendigſten Waaren erforderlichen Gelder hergeſchoſſeu habe. Um nun meinen Leuten ihren Sold bezahlen zu können, mußte ich mich abermals an den Beutel meiner Freunde wenden. Herr des Aſſiſes war kaum angekommen, ſo zeigte er ſchon, weß Geiſtes Kind er ſey. Er ließ gleich einige Oberhäupter heimlich zuſammen kommen, verſicherte ſie, daß er nach Madagascar geſchickt wäre, um Aufſicht über mein Betragen zu führen; ſie ſollten ſich alſo nur an ihn wenden, wenn ſie über mich zu klagen hätten. Ich erfuhr dieſes Subordinationswidrige Verfahren, und begnügte mich, es ihm blos zu verweiſen. Als ich bald darauf in eine heftige Krankheit fiel, die mir wenige Hoffnung zur Wiedergeneſung ließ, wandte ſich H. des Aſſiſes an meine Offiziere, und erklärte ihnen, daß, da mein Leben in Gefahr ſtünde, er nach beſtimmten Befehlen von H. Maillart, alle meine Sachen und Schriften in Verwahrung nehmen müßte; ſie ſollen ihm daher dazu behülflich ſeyn. Meine Offiziere weigerten ſich dieß zu thun, und zeigten mir den Vorfall an. Da ich mich wieder ein wenig erhohlt hatte, ließ ich H. des Aſſiſes vor mich kommen, und machte ihm ernſtliche Vorwürfe darüber; er behauptete aber in Gegenwart meiner Offiziere, daß er alles bisherige auf beſtimmte Befehle von H. Maillart gethan habe. Er überreichte mir zugleich ſeine Anweiſung, wovon ich gleich eine Abſchrift an den Miniſter

schick=

ſchickte. Bey dieſem ließ er es noch nicht bewenden; ſondern ſtreute ſogar aus, daß ich bald von Madagascar würde abgerufen werden, und erklärte öffentlich, daß er mich nicht für ſeinen Vorgeſezten erkenne, und daß er die Arbeiter, die ich zur Aufführung nothwendiger Feſtungswerke brauchte, nicht bezahle. Dieſe Verläumdungen und boshafte Streiche entfernten die Arbeiter von ihrem Geſchäft, ſezten die Offiziere in Furcht, bey der Ankunft eines neuen Gouverneurs die Früchte ihrer vielen Mühſeligkeiten und Aufopferungen verlohren und mit Undank belohnt zu ſehen, und verleiteten die Oberhäupter der Madagaſſen zum Mistrauen gegen mich. Alle dieſe Umſtände bewogen mich, meine Offiziere zuſammen zu rufen, und mit ihnen zu überlegen, was in dieſer mislichen Lage zu thun ſey. Sie beſchloſſen einmüthig, den für die ganze Niederlaſſung ſo ſchädlichen Menſchen in Verhaft zu nehmen, und Herrn Aumont an ſeine Stelle zu ſezen. Dieß geſchahe gleich. In ſeinem Gefängniß, das ihm durch eine ſchändliche Krankheit, die er ſich durch Ausſchweifungen zugezogen hatte, noch läſtiger wurde, bat er um mein Mitleiden und um ſeine Befreyung. Ich verwilligte ihm dieſe und ſogar die Einſezung in ſein Amt unter der Bedingung, wenn er vor einer Verſammlung der Oberhäupter der Madagaſſen öffentlich erklären wollte, daß er alles, was bisher geſchehen ſey, auf Anſtiften einer Parthey auf Isle de France gethan habe, die den glücklichen Zuſtand beneidete, in den Madagascar unter meiner Anführung gewiß kommen werde. Er willigte gerne in dieſen Vorſchlag, den ich bald darauf ausführte.

Den 11ten brachte die Brigantine le Coureur 13 Handwerker, 6 Soldaten, und zwei Reiſende von Isle de France. Und dann ſchickte ich mehrere Kommandos auf genauere Unterſuchung verſchiedener Gegenden der Inſel aus. Sie kamen nach einiger Zeit wieder zurück, und berichteten mir, daß die von ihnen durchreißte Gegenden eine Menge der ſchönſten, durch Flüſſe gewäſſerten Ebenen enthielten, die Zucker, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Taback und andere Erzeugniſſe im Ueberfluß lieferten.

13. Kap.

Der Graf wird für einen Abkömmling von königlichem Stamm der Sambariven erklärt; ſtiftet Frieden zwiſchen Hiavi und ſeinen Feinden — Glücklicher Feldzug gegen die Saphierbayer und Seklaver.

Den 1ſten Januar 1775. benachrichtigte mich das Oberhaupt der Saphierbayer, Kaul, insgeheim, daß Simanongu, Oberhaupt der Seklaver ſich mit dem König von Bojana zum Krieg gegen uns verbunden, und auch mehrere Saphierbayer auf ſeine Seite gezogen habe. Ich ließ meine Verlegenheit über dieſe wichtige Nachricht nicht merken, denn die Seklavern konnten allein 40000 Mann ins Feld ſtellen, ſondern befahl blos die öffenllichen Arbeiten deſto eifriger zu betreiben. Nach wenigen Tagen kamen Abgeordnete von den Sambariven, und boten mir 200 junge Leute als Freywillige an. Ich nahm ſie an, und bildete eine regelmäßige Kompagnie aus ihnen; Auch verſprachen ſie 5000 Mann zum Krieg gegen die Seklaver zu ſchicken. Die feindſeligen Abſichten dieſes Volks beſtätigte bald eine andere Nachricht, daß Maſerton, ein nicht weit von unſerer Niederlaſſung wohnendes Oberhaupt, ſich mit den

Sclavern verbunden hätte, mich zu ermorden. Ich gieng auf dieſe Nachricht mit einigen andern Oberhäuptern unvermuthet zu ihm, und hielt ihm ſeine Treuloſigkeit vor. Er geſtand ſein Verbrechen, und wurde von ſeinen Unterthanen fortgejagt.

Nun ereignete ſich eine Geſchichte, die eben ſo ſonderbar war, als ſie wichtig für mich hätte werden können. Eine alte Negerin Suſanna, die ich von Isle de France mitgebracht hätte, ſagte aus, daß Ramini Lariſon, die Tochter des Rohandriers am Panſacabe gewiß meine Mutter ſey. Dieſe Auſſage veranlaßte die Sambariven zu verſchiedenen Zuſammenkünften, um mich für den Erben des Ramini zu erklären, und mir die Provinz Manaanſar nebſt dem Titel Ampanſacabe zu überlaſſen, welches das erſte Oberhaupt der Nation bedeutet; ein Titul, der ſeit dem Tod des Ramini Lariſon erloſchen war. Zu gleicher Zeit wurde auch durch einen alten Mann in der Provinz Mananſar die Prophezeyung verbreitet, daß der Inſel eine allgemeine Regierungsveränderung bevorſtehe, indem ein Abkömmling des Ramini die Stadt Palmyre wieder aufbauen würde. Ich erfuhr zugleich, daß dieſe Prophezeyung unter dem Volk viele Unruhen verurſacht, und dieſes beſchloſſen habe, Abgeordnete an mich zu ſchicken, und wenn ſich die Sage beſtätigte, mich mitzubringen, um ſie zu regieren. Dieſer Umſtand erregte in mir den Entwurf, dieſe brave Nation geſitteter zu machen, und ihre Regierung auf einen freyen und dauerhaften Fuß zu ſezen. Ihre Lage und Anzahl nebſt dem vortreflichen Boden und Klima machten ſie äußerſt wichtig. Ich gab deswegen Herrn Korbi, der ſich wirklich in dieſer Provinz befand, Anweiſung wegen der

Antworten, die er den Eingebohrnen in dieſer Sache geben ſoll. Auch ſprach ich noch am nemlichen Tage mit der Suſanna, die ſich mir zu Füſſen warf, und betheurte, daß nicht allein meine Aehnlichkeit mit meiner Mutter ſie überzeugte, ſondern daß auch der Zahanſar ihr im Traum eingegeben hätte, das Geheimniß bekannt zu machen. Ich ſagte ihr, daß ich zwar Urſachen hätte, für jezt meine Abkunft noch geheim zu halten, erlaubte ihr aber, mit ihren vertrauten Freunden davon zu ſprechen.

Den 11ten Februar kamen zwey Oberhäupter der Saphierbayer, und erklärten mir, daß ſie nicht zugeben könnten, daß ich mit den Sambariven, ihren Feinden, in einem Bündniß ſtehe; wenn ich alſo darauf beharre, ſo wollen ſie ſich für die Seklaver erklären, weil ſie nicht in der geringſten Verbindung mit den Sambariven ſtehen wollen. Dieſe Erklärung brachte mich mit Recht ſo auf, daß ich ihnen befahl, mir augenblicklich aus den Augen zu gehen. Sie waren kaum fort, als Kaul, der mich von den Kabalen der Seklaver zuerſt benachrichtiget hatte, zu mir kam, mich ſeiner aufrichtigen Freundſchaft verſicherte, und mir ſeinen Sohn zum Geiſel gab. Er entdeckte mir dabey, daß die Widerſetzung der Saphierbayriſchen Oberhäupter hauptſächlich von Maherton herrühre: ſeine Vorfahren hätten Theil an dem Mord der Familie des Ramini Lariſon gehabt, und dann verſchiedene Diſtricte von Antimaroa an ſich geriſſen; dieſe fordern jezt die Sambariven zurück, da ſich ein rechtmäßiger Abkömmling von Ramini gefunden habe. Daß man mich für dieſen Abkömmling halte, ſchien er noch nicht zu wiſſen, und ich fand auch nicht für nöthig, ihn davon zu benachrichtigen. Er erklärte hierauf, daß er mich

gerne mit ſeiner ganzen Macht unterſtützen würde; ſtellte mir aber vor, wie ſehr er mit ſeiner Familie der Wuth der aufgebrachten Oberhäupter ausgeſezt ſeyn würde, wenn wir etwa einmal unſere Niederlaſſung aufgäben. Ueberzeugt von der Triftigkeit dieſer Gründe, geſtattete ich ihm, neutral zu bleiben. Ich begab mich alsdann nach der Ebene, um die daſige Befeſtigungs-Arbeiten zu beſichtigen und zu beſchleunigen. Den Weg von Louisburg dahin fand ich ſo gut gemacht, daß man ihn in kurzer Zeit zurüklegen konnte. Um ihn ſicherer wandeln zu können, ließ ich an einem vortheilhaften Poſten eine Redoute aufführen und etliche Häuſer dazu bauen. Auf der Geſundheits-Ebene vertheilte ich an Europäer verſchiedene Ländereyen, die Zucker, Baumwolle, Indigo, Taback und Takawahakaholz hervorbrachten. Als ich wieder nach Louisburg zurückkam, fand ich zu meiner groſſen Freude, daß meine Leute ihre Arbeiten ſehr eifrig fortgeſezt hatten. Die Moräſte um die Stadt waren völlig ausgefüllt, der Damm, den ich in den Meerbuſen hinaus hatte anlegen laſſen, war fertig, und mehrere neue Häuſer ausgebauet. Bey meiner Ankunft fand ich mehrere Abgeſandte und Oberhäupter aus den ſüdlichen Provinzen, von Mananhar, Famatara, der Inſel St. Marie, Manaſar und Matatura, die mir den Eyd der Freundſchaft ſchworen.

Den 8ten Merz forderte Herr des Aſſiſes, der ſeit den lezten Auftritten ſeinen Poſten mit jedermanns Verachtung verwaltet hatte, ſeinen Abſchied, den ich ihm gerne bewilligte. Da er ſchon abgereist war, erfuhr ich, daß er eine Menge Waaren aus den Vorrathshäuſern genommen, und unter die Saphierbayer vertheilt hätte, um ſie zum Krieg gegen mich aufzu-

hezen. Mit Mühe bekam ich wieder einen Theil dieſer Sachen zurück.

Den 23ſten erfuhr ich durch einen Eilboten von Foulpoint, daß die Fariaver und Bitalimener dem Hiavi den Krieg angekündiget hätten. Der daſelbſt kommandirende Offizier begehrte daher Befehle, ob er dem Hiavi beyſtehen ſolle oder nicht? Ich entſchloß, lieber ſelbſt dahin zu gehen, um Frieden zu ſtiften. Unterwegs nahm ich von den mit mir verbündeten Völkern Truppen mit, ſo daß ich mit 5000 Mann nach Foulpoint kam. Ich ließ Hiavi zu mir kommen, und hörte ſeine Gründe zum Krieg an, die ich nicht wichtig finden konnte; er erklärte ſich aber gleich geneigt, meine Vermittlung anzunehmen, wenn er nur nicht vor ſeinen Feinden verächtlich gemacht würde. Nachher ließ ich die Häupter der Gegenparthey zu mir rufen, die gegründete Beſchwerden über Hiavi vorbrachten, aber ſich meinem Ausſpruch ganz zu unterwerfen verſprachen. Ich beſtimmte daher auf den folgenden Tag eine allgemeine Zuſammenkunft; beyde Parthien erſchienen mit ihrer ganzen Kriegsmacht, und auch ich mit meinen Leuten, die ich in Schlacht-Ordnung ſtellte. Ich ſchlug beyden Theilen Auskunftsmittel über die gegenſeitige Beſchwerden vor, die ſie auch nach einer drey Stunden lang daurenden Zänkerey, die jeden Augenblick in ein allgemeines Gefecht überzugehen drohte, wiewohl unter verſchiedenen Einſchränkungen annahmen. Es wurde ein Freundſchafts-Bündniß errichtet, und mit gegenſeitigem Eyd beſtätiget. Jede Parthie ließ dann 50 Ochſen ſchlachten, und unter die Truppen austheilen. Für meine Friedens-Vermittlung erhielt ich nebſt meinen Leuten von den Betalimenern und Farianern 1200 Ochſen und 40 Sklaven,

und von Hiavi 500 Ochſen, 50 Sklaven und 2000 Piaſter.

Den 12ten April erhielt ich von mehreren Seiten Nachricht, daß die Abgeordneten des Königs von Bojana, die ein Freundſchafts-Bündniß mit mir hätten ſchlieſſen ſollen, von den Oberhäuptern der Saphierbayer und Antamboer unterwegs gegen uns eingenommen worden wären, und ſich mit dieſen vereiniget hätten. In dieſer mißlichen Lage ſchikte ich meine Familie nebſt dem gröſten Theil meines Vermögens nach Isle de France, und beorderte den Hauptmann Sanglier ebendahin, um einen neuen Vorrath von Waffen und andern zum Krieg gehörigen Dingen auszuwirken. Hernach gieng ich nach der Geſundheits-Ebene, um dort alles in gehörigen Vertheidigungs-Stand zu ſezen, und zu einem derben Empfang der Feinde fertig zu halten. Die Beſatzung daſelbſt beſtand aus 29 Schwarzen und 500 Eingebornen, auf die ich mich verlaſſen konnte. Auf meinem Rückweg nach Louisburg ſahe ich ſchon auf dem Gebiete des Maherton ein feindliches Lager, aus welchem, doch ohne Schaden, auf mich geſchoſſen wurde.

Den 30ſten kamen Abgeordnete von den Sambariven, die mir erklärten, daß, ohngeachtet ihnen von unſern Feinden groſſe Anerbietungen gemacht worden, wenn ſie ſich mit ihnen gegen uns verbünden, ſie es doch der Gerechtigkeit, auf deren Pfad ſie zu wandeln gewohnt ſeyen, gemäſſer halten, uns ihre Freundſchaft und eine Unterſtützung von 5000 Mann anzutragen, wodurch ſie ſich eines Bündniſſes mit uns werth zu machen hoffen. Ich dankte ihnen für ihr Zutrauen, nahm ihr Anerbieten mit gröſtem Vergnügen an, und verſicherte ſie, daß ich ihnen immer die unbegrenzte

Hochachtung erweiſen würde, die ich für die durch das Blut des Ramini ſchäzbare Nation der Sambariven hätte.

Den 1ſten Junius meldete man mir, daß die Oberhäupter der Saphierbayer, die mit den Seklaven ſich verbunden hatten, mit 3000 Bewafneten heranrücken, und ohne Zweifel einen Ueberfall vorhätten. Eine Stunde nachher kam Kaul, und bath um einen Zufluchtsort für ſich und ſeine Familie, da ihn die Verbündeten überfallen, einen Theil ſeiner Leute zu Gefangenen gemacht, und Alles das Seinige verbrannt hätten. Ich wies ihm ſeinen Aufenthalt im Fort an, und hatte herzliches Bedauren mit dieſem Mann, der Anfangs durch meine Bundesgenoſſen aus ſeinen Beſizungen vertrieben wurde, weil er ſich der Niederlaſſung widerſezte, und jezt abermals das Seinige verlohr, weil er ſich für das Beſte der Niederlaſſung verwendete. Einige Stunden nachher zeigten ſich die Feinde, und lieſſen mich durch Abgeordnete bitten, nach ihrem Lager zu kommen, und ihre Beſchwerden zu hören. Diß Begehren brachte mich zwar in Verlegenheit; um aber keinen Anſchein von Furcht zu geben, traf ich die gehörigen Anſtalten zur Vertheidigung des Forts, und gieng nach dem beſtimmten Platz. Die Verbundenen verlangten nun, daß ich meine Truppen aus den innern Gegenden der Inſel und vorzüglich von der Geſundheits-Ebene entfernen, das angelegte Fort ſchleiffen, und beym Kauf und Verkauf der Waaren eine Abgabe entrichten ſolle. Ich verweigerte ihnen mit Standhaftigkeit dieſe Forderungen, und ſtellte ihnen vor, daß ſie die uns abgetretenen Ländereyen, ohne ihren Eyd zu brechen, nicht zurückfordern, auch keine Abgabe fordern könnten, weil ſie ſelbſt bey dieſem

Handel den gröſten Vortheil hätten. Nun gab es ein Getümmel; die Oberhäupter ſagten laut, daß ſie jezt Gelegenheit hätten, mich mit Gewalt zu zwingen. Zugleich umringte man mich von allen Seiten; und ich würde ohne Zweifel eine ſehr unangenehme Viertelſtunde gehabt haben, wenn nicht einer meiner Freunde mir mit 50 Schwarzen zu Hülfe gekommen wäre. Sein muthiger Angriff und die Unordnung, worein ſie durch ein unterdeſſen beym Fort zurückgeſchlagenes Korps ihrer Leute geriethen, machte mir Luft. Ich drang mich mit meinen Freunden durch den Haufen durch, und warf in Eile ein paar Oberhäupter nieder, die ausrieſen: wir ſind verlohren! er iſt ein Zauberer.

Sobald ich aus dem Getümmel war, konnte der Befehlshaber des Forts die Kanonen auf die Feinde löſen, worauf ſie ſich eiligſt ins Holz flüchteten. Weil ich aus Erfahrung wußte, daß, wenn man ein ungeſittetes Volk gewinnen will, man nicht Gewalt ſondern Freundlichkeit gebrauchen muß, ſo ließ ich jezt den Verbundenen einen Frieden anbiethen, den ſie aber mit Verachtung zurückwieſen. Am nemlichen Tag griffen ſie den Poſten auf der Geſundheitsebene an, wurden aber zurückgeſchlagen. Den Tag darauf kam uns das Oberhaupt Sanſe mit 1000 Mann, und die Sambariven mit 5000 zu Hülfe, ſo daß meine Armee aus mehr als 6000 Bewafneten beſtand. Die Feinde hatten ſich in drey Lägern zwiſchen der Ebene und Hauptniederlaſſung geſezt, um alle Gemeinſchaft abzuſchneiden. Hier beſchloß ich ſie anzugreifen. Ich ſchickte ein Kommando ab, welches das feindliche Lager umgeben, ſich bis Mitternacht verbergen, und ihnen plözlich in den Rücken fallen ſollte, ſobald wir ſie von vorne angriffen. Mein Offizier richtete dieß mit großer Genauigkeit aus.

Morgens in aller Frühe hörte ich einige Drehbaſſen-Schüſſe, worauf ich gegen den Feind anrückte; ich kam bis auf die Ebene von Mgſerton, wo ich aber ſtatt dem Feinde blos mein Kommando antraf, deſſen Offizier mir meldete, daß er meinem Befehl zu folge das Lager der Feinde hizig angegriffen hätte, die ſich aber, weil ſie aus den wiederhohlten Kanonenſchüſſen auf die Gegenwart der ganzen Armee geſchloſſen, eiligſt in die Wälder geflüchtet hätten. Meine Leute fanden über 200 Musketen, welche die Feinde aus Eile weggeworfen hatten, und brachten 40 Gefangene ein. So war ich alſo Herr der Ebene von Maſerton, der anmuthigſten und fruchtbarſten Gegend in der Provinz Antimarra. Ich ließ alsdann gleich eine Redoute aufwerfen, der ich den Namen St. Johann gab, um eine ſichere Gemeinſchaft zwiſchen der Hauptniederlaſſung und der Geſundheitsebene zu eröfnen, und dann zog ich mit meinem ganzen Heer nach der Ebene, in deren Nähe ſich ſieben bis achttauſend Feinde wohl verſchanzt hatten. Ich rückte des Nachts, ohne daß es meine Bundsgenoſſen wußten, mit 30 Europäern und 200 geübten Eingebohrnen aus, und fieng mit Tagesanbruch das feindliche Lager zu beſchieſſen an. In einer halben Stunde war die eine Seite von dem Palliſadenwerk niedergeſchoſſen. Die Feinde verlieſſen daher die erſte Verſchanzung und zogen ſich hinter eine Art von Redoute, aus der ſie abermals vertrieben wurden. Endlich flohen ſie in der gröſten Verwirrung, und meine Leute verfolgten ſie bis an die Grenzen. Nun ruckte ich auf die zweite Abtheilung der feindlichen Armee zu, die ſich auf eine Inſel in dem Moraſt von Ampangu geflüchtet hatte. Wir kamen bis an den Eingang des Moraſtes, wurden aber bey dem Angriff eines Poſten, den

die Feinde hartnäckig vertheidigten, zurückgeſchlagen. Doch verlohren bey dieſem Kampf die Seklaver ſo viele Leute, daß ſie ſich von ihren Bundesgenoſſen trennten, und dieſe dadurch ſehr ſchwächten. Der Moraſt war für uns unzugänglich, da ein mehrere Tage anhaltender Regen ihn immer tiefer machte; ich begnügte mich daher, die Feinde einzuſchlieſſen. Da ſie ſich nicht aus ihrem Lager wagen durften, litten ſie immer gröſſern Mangel an Lebensmitteln; ich ſchickte ihnen deswegen einige Bote mit Reis und etwas Brantewein, und ließ ihnen melden, daß meine Abſicht gar nicht ſey, ſie auszurotten, ich wolle ihnen vielmehr freyen Abzug geſtatten, wenn ſie die Waffen niederlegten. Dieß hatte guten Erfolg; ſie giengen Haufenweiſe zu mir über; und ich nahm ſie freundſchaftlich auf, und ließ ſie gehen, wohin ſie wollten. Ein kleiner Haufe vertheidigte jezt noch hartnäckig ſeinen Poſten, weil man 30,000 Seklaver zum Entſaz erwartete; ich entſchloß mich daher ſie anzugreifen, um aber ein Blutbad zu verhüten, machte ich ihnen unſere Annäherung durch einige Kanonenſchüſſe bekannt. Dieß war hinlänglich, ſie ſo in Schrecken zu ſezen, daß ſie, verfolgt von unſern Bundesgenoſſen, ſich in die nördlichen Gegenden bis auf die Grenzen von Antimanſar flüchteten. — Ein paar Tage nachher meldete man mir, daß ein erſt kurz von Isle de France gekommener Soldat, la Gonivier verſchiedene aufwiegleriſche Reden führe, und ſeine Kameraden verſichert habe, daß die Befehlshaber auf Isle de France nichts ſehnlicher als unſern Untergang wünſchten. Ich ließ ihn unverzüglich gefangen ſezen und bewachen. Um Mitternacht hörte ich einen Lerm, und fand, daß Gonivier wirklich mehrere Säbelhiebe nach dem Wachehabenden Offizier that, und

ſagte; die Zeit werde bald kommen, da die Soldaten den Offizieren befehlen würden. Ich ließ ihn augenblicklich durch die Wache greifen; er ſtürzte ſich aber mit Verzweiflung auf ſie los, verwundete mehrere, und rief: heran, meine Freunde! dieſer Ausruf ließ mich ein Komplot vermuthen; meine Leute aber achteten nicht auf ſeine Rede, giengen muthig auf ihn los, und ſchoſſen ihn nieder, da er in das Holz entrinnen wollte.

Die Saphierbayer waren nun ganz aus ihrem Lande vertrieben, irrten in den Wäldern herum, und waren gezwungen von Wurzeln zu leben, weil die Oberhäupter der andern Provinzen ihnen allen Unterhalt verweigerten. Dieſen Umſtand machte ich mir zu Nuz, um dieſe Nation ganz für mich zu gewinnen, und ließ die benachbarten Oberhäupter bitten, die Irrende aufzunehmen, und mit den nothwendigſten Bedürfniſſen zu verſehen, wenn ſie allen feindlichen Abſichten entſagten. Den Sambariven hingegen machte ich den Vorſchlag, die Provinz Antimarra, aus der die Saphierbayer vertrieben waren, wieder anzubauen. Sie nahmen dieſen Vorſchlag mit Freuden an, und erbothen ſich freywillig, mir ein jährliches Schuzgeld zu bezahlen. Ich überließ ihnen daher das Land am rechten Arm des Tiegballe, und behielt für die Niederlaſſung das am linken Arm des Fluſſes.

14. Kap.

Krankheit des Grafen — Zuſtand der Niederlaſſung — Wiederaufnahme der Saphierbayer — Anſtalten — Glücklicher Fortgang — Ende des Feldzugs gegen die Seklaver.

Da mich jezt der Krieg nimmer weiter beſchäftigte, dachte ich darauf, meinen Leuten mehr Bequemlichkeit

zu verſchaffen. Die nach Landesart mit Blättern bedeckten Häuſer hatten zu viel Unbequemlichkeiten; ich entſchloß mich daher, alles von Holz bauen zu laſſen.

Den 9ten Auguſt befiel mich ein heftiges Fieber, das in wenigen Tagen ſo zunahm, daß ich Herrn Kapitain Malendre den Befehl übertragen mußte. Meine Offiziere, beſorgt um mein Leben, baten mich, ihnen meine vom Hof erhaltenen Anweiſungen, Madagascar betreffend, mitzutheilen, und die nöthigen Verhaltungsbefehle auf den Fall, daß ich ſterben würde, zu ertheilen. So ſchwach ich war, ließ ich ſie doch zuſammen kommen, ſtellte ihnen den ganzen Zuſtand der Niederlaſſung vor, munterte ſie zur gemeinſchaftlichen Mitwürkung für das Beſte der Kolonie auf, und ſagte ihnen, wo ſie nach meinem Tode mein Teſtament, verſchiedene Briefe an den Miniſter und einen Befehl des Königs der meinem Nachfolger Vollmacht und Anweiſung ertheilte, finden würden. Die Offiziere verſprachen in allem meinen Anweiſungen zu folgen, ſie ſchoſſen zur Bezahlung der Truppen 12000 Livres zuſammen, und ich gab eben ſoviel zum Ankauf von Waaren her. Den 3ten Octobr. fieng ich an, meine Kräften wieder zu fühlen; ſobald ich das Bett verlaſſen konnte, machte ich eine Reiſe längſt des Fluſſes Tingballe, um den den Sambariven abgetrettenen Strich Landes zu ſehen. Dieſe Reiſe ſtellte meine Geſundheit vollkommen her.

Den 14ten erhielt ich einen Eilboten von Herrn Mayeur und Korbi, wovon ich dieſen zu Waſſer und jenen zu Land längſt der Küſte abgeſchickt hatte, um den nördlichen Theil der Inſel zu unterſuchen. Sie berichteten mir, daß ſie bis in das Gebiet Lambuings, Königs in Norden gekommen ſeyen, der ſie mit Freund-

ſchaft aufgenommen, und ihnen auf das Gericht unſe=rer Thaten ein Bündniß anerbotten habe. Dieſe Ver=bindung war uns ſehr wichtig, denn Lambuing konnte mir mit 15 bis 20,000 Mann beyſtehen. Zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß Hiavi von ſeinen Feinden wieder angegriffen worden ſey, und um meine Unter=ſtüzung bitte. Ich konnte ſie ihm nicht ganz abſchla=gen, konnte aber auch nur wenige Leute entbehren, ich gab daher dem Befehlshaber zu Foulpoint uneingeſchränk=te Vollmacht, einen Frieden zu vermitteln, den er auch zu Stand brachte. Hingegen beſchwerten ſich die Ober=häupter ſeiner Unterthanen gegen ihn, weil ſie ſeine Bedrückungen nicht länger ertragen konnten. Ich ver=ſprach ihnen, Hiavi auf beſſere Gedanken zu bringen, verboth ihnen aber alle Gewaltthätigkeiten gegen ihn, bis ich die Sache ſelbſt unterſucht hätte. Das Ende des Monaths nahte heran, ohne daß H. Sanglier zu=rückgekommen war, oder daß ich Nachrichten aus Eu=rop. erhalten hätte. Kämen gegen den Eintritt der ſchlimmen Jahrszeit keine Hülfsmittel an; ſo konnte ich in den innländiſchen Gegenden keine Poſten errichten, und unſere Niederlaſſung gerieth wieder in die äußerſte Verlegenheit. Meine Truppen mußten ſich als verlaſ=ſen anſehen, vorzüglich, da das auf Isle de France ausgeſprengte Gericht von der Abdankung meiner Trup=pen ſich ungeachtet aller meiner Vorſicht auch auf Ma=dagascar ausgebreitet hatte. Der Muth und die Ent=ſchloſſenheit meiner Offiziere war meine noch einzige Hoffnung. Sie harrten redlich mit mir aus, obgleich ich aller Verſprechungen ungeachtet, daß man mir jähr=lich eine Verſtärkung von 120 Mann zuſchicken, und mich von Isle de France aus mit allen Bedürfniſſen verſehen wolle, in 2 ganzen Jahren nichts erhalten

hatte. Blieb dieſe Unterſtüzung noch länger aus, ſo ſahe ich mit äußerſtem Kummer, die Früchten aller meiner Arbeiten verlohren.

Den 4ten November kam das Oberhaupt der Saphierbayer, Esfonlaſe, mit abgeſchornen Haaren, flehte fußfällig im Nahmen ſeines Volkes um Gnade, und verſprach, ſich allen Befehlen zu unterwerfen. Ich antwortete ihm, daß, ſo ſehr ſich ſein Volk gegen mich durch Verlezung der mir geleiſteten Eyde verfehlt habe, ich ſeine Treuloſigkeit nicht rächen, ſondern vergeben wolle; und ſie ſollten daher im künftigen Monat Abgeordnete an mich ſchicken, um unſere gemeinſchaftlichen Vortheile zu verabreden. Dieſe kamen dann den 18ten, überlieſſen ſich mir auf Gnade und Ungnade, und baten flehentlichſt, einen Theil ihrer verlohrnen Provinz anbauen zu dürfen, damit ſie nicht als Flüchtlinge in Wäldern herum irren müßten, und in ihrem Vaterland ſterben könnten. Sie verlangten kein Eigenthumsrecht, da dieß ſchon den Sambariven übertragen wäre. Da ich ſahe, daß ihre Reue aufrichtig war, und es unſer Vortheil erforderte, die Gegend um die Niederlaſſung ſoviel möglich zu bevölkern, verwilligte ich ihnen ihr Geſuch, und ließ ſie den Eyd der Unterwürfigkeit ſchwören.

Bald darauf erfuhr ich, daß die Oberhäupter der Seklaver in einer Zuſammenkunft den Krieg gegen die Franzoſen beſchloſſen hätten, und alle Völker auf der Oſtſeite der Inſel zu bewegen ſüchten, Theil daran zu nehmen. Dieſe Nachricht beſtätigte ſich wirklich, und beſtimmte ſich noch dahin, daß ſie blos das Ende der ſchlimmen Jahrszeit abwarteten, um mit 30,000 Mann ins Feld zu rucken. Die Oberhäupter der Sambariven geriethen in den äußerſten Schrecken darüber. Sie kann-

ten die geringe Anzahl meiner Truppen, ſahen, daß ich von Frankreich verlaſſen war, und befürchteten, wenn ich von der Uebermacht der Feinde unterdrückt die Inſel verlieſſe, daß ſie als meine treueſten Freunde der Rache unſerer gemeinſchaftlichen Feinde würden preisgegeben werden. Ich mußte aller Ueberredungs-Kunſt aufbieten, um ihnen Muth einzuflöſſen, deſſen ich ſelbſt bey dieſen mißlichen Ausſichten ſo ſehr bedurfte. Nun ſchikte ich Abgeordnete an meine Bundesgenoſſen, ſie zur Unterſtützung gegen meine Feinde und zu ihrer Unterjochung aufzufordern. Die Meiſten lieſſen ſich bereit dazu finden; doch waren auch einige unſchlüßig, auf welche Parthey ſie ſich ſchlagen ſollten. So ward Hiavi von dem König der Seklaver insgeheim aufgefordert, ſich gegen mich zu erklären, unter dem Verſprechen, daß ihm dann die Oberherrſchaft über die ganze öſtliche Küſte überlaſſen ſeyn ſoll. Nun wies zwar Hiavi dieſen Antrag ab, weil er ſich vor mir ſowol als vor ſeinen eigenen Unterthanen, die mir ſehr ergeben und gegen ihren Fürſten aufgebracht waren, fürchtete; aber in der Stille lieferte er doch den Seklavern Waffen und Kriegsvorrath. Bald darauf ſchikte er einen Abgeſandten an mich, um Hülfe gegen ſeine Feinde, die Farianer und Betalimener, zu fordern. Dieſem ſagte ich, daß Hiavi blos um ſeiner Treuloſigkeit willen gegen mich von dieſen Völkern bekriegt werde, und deswegen ſeinem Schikſal überlaſſen werden müſſe. Das abgeſandte Oberhaupt fiel mir dann zu Füſſen, bath für Hiavi um Verzeihung, verſprach, ihn von dem Bündniß mit meinen Feinden abzubringen, und ſicherte mir 500 Mann Hülfstruppen zu. Hiavi ward wirklich zu ſeiner Pflicht zurückgebracht, und ſchikte 1200 Mann.

Den 1ſten Jenner 1776. kam Herr Sanglier von Isle de France, und brachte — 4 Rekruten, die ganze Unterſtützung, die man mir zuſchikte; und auch dieſe waren noch Leute, die ſich der gröſten Ausſchweifungen und unnatürlicher Verbrechen ſchuldig gemacht hatten. Ich durchſuchte die mitgebrachten Briefſchaften, in der Hoffnung, Befehle oder Briefe vom Miniſter zu finden; ſtatt deſſen aber fand ich blos Briefe von Herrn Maillart und Ternay, worinn ſie mich durchgehends verhörten. Herr Sanglier meldete mir, daß verſchiedene Prozeſſe gegen mich auf Isle de France wären anhängig gemacht worden, und daß man ſich überhaupt jede Art von Verläumdung gegen mich erlaubte. Zugleich erfuhr ich auch von ihm den Tod Ludwigs XV. und die Veränderung des Miniſteriums, wodurch meine Unterſtützung verzögert, oder meine Entwürfe ganz verändert werden könnten.

Da ich immer mehr von den Zurüſtungen meiner Feinde hörte, zauderte ich nicht, allen Kräften aufzubieten, um ihnen gewachſen zu ſeyn. Ich ließ das grobe Geſchüz in Ordnung bringen, und eine Menge Feuerkugeln, Raketen u. ſ. w. verfertigen. Während dieſer Beſchäftigungen kamen zwey Oberhäupter der Seklaver, Kunifalus und Roſai. Jener war Beſitzer der Provinz Santianack, und ſeit 18 Jahren den Seklavern zinsbar, die oft ſein Gebiet unter dem Vorwand, den Tribut einzuſammlen, verwüſteten; Roſai hingegen war ehmals Fürſt von Bajana, wurde aber von dem jezigen König der Seklaver aller ſeiner Beſizungen beraubt, und mit ſeinen Frau und Kindern zu Sklaven gemacht. Dem ohngeachtet hatte er noch viele Anhänger unter dem Volk, von denen ich wußte,

daß ſie ſich plötzlich für ihn erklären würden, wenn er mit einer Macht aufträte. Beyde klagten mir ihre Noth, baten flehentlichſt um meinen Beyſtand, und verſicherten mich, mir ein anſehnliches Korps zuzuführen. Ich nahm ſie mit vieler Achtung auf, verſprach ihnen meinen und meiner Bundsgenoſſen Schutz, da wir es für Pflicht hielten, den Unterdrückten beyzuſtehen, und ließ ſie den Eyd der Treue ſchwören. Die folgenden Tage gaben die Oberhäupter der öſtlichen Küſte unſern neuen Bundsgenoſſen groſſe Gaſtmahle, wobey ſich meine braven Sambariven vorzüglich hervorthaten.

Die Feinde rückten nun immer näher, und ich fand, daß ich nicht blos vertheidigungsweiſe gegen ſie verfahren könne, ſondern, um ſie von den Verwüſtungen der Länder meiner Bundsgenoſſen abzuhalten, ihnen entgegen gehen müſſe. Ich benachrichtigte daher durch Eilboten die ganze Küſte, daß ich am Ende des künftigen Monats ins Feld rücken, und den Feinden gleich entgegen gehen würde, um ſie zu einer Schlacht zu zwingen. Ich rief nun groſſen Kriegsrath zuſammen, und ſchlug folgende Einrichtungen vor, die einſtimmig von meinen Offizieren gebilliget wurden: dem Hauptmann Sanglier ward der Befehl über die Beſazungs-Truppen in meiner Abweſenheit übergeben. Ich ließ ihm 66 Europäer nebſt 4 Offizieren, 120 Mozambiquer und 680 Malgagoſen. Meine Macht, die aus 4413 Mann beſtand, und gut diſciplinirte Truppen der Niederlaſſung waren, theilte ich in 3 Kolonnen. Den linken Flügel befehligte Hauptmann le Cerf und Lieutenant Karbi; das Zentrum ich, nebſt dem Lieutenant de la Tour; den rechten Flügel Hauptmann de Melandre und Lieutenant de Bouillage. Jede Abtheilung

hatte 3 Stück Geſchütz, deren jedes von einem Kanonier aus meinen Leuten, einem Handlanger und vier Mozambiquern, die ich vorher dazu unterrichtet hatte, bedient wurde. Von unſern Bundsgenoſſen ſollten zum rechten Flügel 3600, zum linken eben ſo viel, und zum Zentrum 5000 Mann ſtoſſen; ſo daß unſere ganze Kriegsmacht aus 16613 Mann beſtand. Gleich nach der Entſcheidung des Kriegsraths ließ ich die rothe Flagge wehen, ein auf der Inſel bekanntes Zeichen des Kriegs.

Den 4ten April ſchlug ich ein Lager auf der Ebene auf, um meine Truppen zum Feldzug zu gewöhnen. Von hier aus ließ ich meinen Bundesgenoſſen ſagen, ſich am Ende des Monaths bey Hirbay, nahe bey Mananhar, 15 Meilen von meinem jezigen Aufenthalt einzufinden. Wenige Tage nachher kam Mulem, der Bruder des Hiavi, mit 1250 Kriegern, lauter ausgeleſenen jungen Leuten an, die zu meiner Leibwache beſtimmt waren.

Den 30ſten April gieng ich mit 193 Landesbooten unter Segel. Unterwegs verbanden ſich mehrere Bundesgenoſſen mit meinem Heer, und verſahen uns, wo wir landeten, mit Lebensmitteln. Unſer Zug gieng glüklich von ſtatten, auſſer daß eines der Boote, das mit Geſchütz beladen war, an einen Felſen ſtieß und ſank; und ein anderes umſchlug und auf den Grund gerieth. Diß war Urſache, daß ich die linke Abtheilung zurücklaſſen mußte, um die Kanonen und ihre Laveten zu bergen und nach Hirbay zu bringen.

Den 4ten May langten wir zu Hirbay an, trafen die Meiſten unſerer Bundesgenoſſen an, und mit jedem Tag kamen Mehrere. Ich hatte mein Lager noch

nicht aufgeſchlagen, als ich erfuhr, daß die Abtheilung des Herrn Malendre von den Seklavern angegriffen worden wäre. Ich ſchikte ihm daher gleich 12 Boote mit einem Theil meiner Leute und der Malgagoſen zu Hülfe. Nach einigen Stunden kamen ſie alle wohlbehalten an, und der Hauptmann berichtete mir, daß er in einer engen Durchfahrt von den Feinden angegriffen worden, die ſich aber in ſolcher Entfernung gehalten hätten, daß ſie mit dem Gewehr nicht erreicht werden konnten; deswegen habe er ſeinen Weg fortgeſezt, ohne ſich mit ihnen aufzuhalten. Nun erfuhr ich, daß die Seklaver ſich gegen die Provinz Antongin zurückgezogen haben. Ich folgte ihnen, wiewohl uns der Weg über Gebürge führte, die den Transport des Geſchützes äuſſerſt erſchwerten. Jenſeits des Gebürges ſchlugen ſich wieder 4000 Bundsgenoſſene zu meinem Heer, und ich rückte nach einiger Erholung meiner Leute auf das erſte Lager der Feinde los, das ich jenſeits eines Waldes erblikte. Mit Sonnen-Aufgang war ich einen Kanonen-Schuß davon entfernt. Bey meiner Annäherung ſtellten ſich die Feinde vor ihrem Lager in Schlachtordnung, flohen aber bald in ihr zweites Lager, nachdem meine Kanonen einige Verwüſtung in ihrem Heer verurſacht hatten. Ich rükte ihnen auf dem Fuß nach, und trieb ſie aus ihrem zweyten, und eben ſo auch aus ihrem dritten Lager, aus dem ſie mit gröſter Verwirrung flohen; worauf ſie von meinen Bundesgenoſſen verfolgt wurden. Nach einigen Tagen kam Tihenbato, das Oberhaupt von Antongin, mit abgeſchornem Haupte und Bart, bat um Verzeihung, daß er den Seklavern gefolgt wäre, und erkannte ſeine Provinz für ein erobertes Land. Er ſchwur den Eyd der Treue, und bat blos, daß ich

ihm die Regierung derſelben für einen jährlichen Tribut anvertrauen möchte. Bald nach ihm kamen auch Abgeordnete des Königs der Seklaver mit Friedens-Vorſchlägen. Ich antwortete ihnen aber: ihr König müſſe nicht um Frieden, ſondern um Verzeihung bitten; übrigens riethe ich ihm, mit ſeiner Erklärung nicht zu zaudern. Bald darauf kamen ſie wieder mit Geſchenken an Ochſen und Sklaven, und verſprachen, dem Bündniſſe der Oberhäupter und Völker auf der Oſt-Küſte beyzutreten, und ſich den nemlichen Geſetzen zu unterwerfen.

15. Kap.

Der Graf wird zum Ampanſakabe erklärt — wird von zween Königlichen Kommiſſarien unterſucht — legt ſeine Stelle als Befehlshaber nieder — legt den Eyd als Ampanſakabe ab, und nimmt die Huldigung an — führt eine neue Regierungsform ein — und reist nach Frankreich ab.

Am 5ten Junius kam endlich der lange erwartete Eilbote mit Briefſchaften von Hofe, woraus ich zu meinem gröſten Vergnügen ſahe, daß der Miniſter das Königliche Schiff la Sirene mit Kriegsvorrath, Waaren und Geld abgeſchikt habe, und daß bald eine beträchtliche Unterſtützung erfolgen werde. Allein meine Freude war von kurzer Dauer, denn ich erfuhr über Isle de France, daß dieſe Korvette Südwärts vom Fort Dauphin untergegangen ſey. Das Maas des Unglüks voll zu machen, meldete mir der Miniſter, daß der König ſich die Mittheilung ſeiner Abſichten wegen Madagascar bis gegen das Ende des Jahrs vorbehalte. Ich reiste nun nach Louisburg zurück, um die nöthigen Berichte an den Miniſter auszufertigen, und meine Truppen und Bundsgenoſſen folgten mir

ebendahin. Leztere fielen mir wegen ihrer Unterhaltung ſehr beſchwerlich, weswegen ich ihnen unter der Hand zu verſtehen geben ließ, daß mir ihre Gegenwart beſchwerlich ſey; allein ich hörte, daß ſie mich ſchlechterdings nicht verlaſſen wollten, weil Hiavi durch einen Brief von Jsle de France erfahren, daß man mich ablöſen, nach Frankreich ſchicken, und mein Betragen unterſuchen werde. Ich drang abermals bey ihnen darauf, daß ſie wenigſtens ihre Leute nach Haus ſchicken möchten; auch dazu entſchloſſen ſie ſich nicht, weil ſie glaubten, man möchte mich mit Gewalt fortnehmen.

Den 16ten Auguſt meldete man mir, daß die Oberhäupter Kaul, Manding, Rasſangur und Kamaraombe als Abgeordnete ihrer Nation gekommen, und Audienz bey mir verlangten. Da diß etwas Auſſerordentliches war, bat ich verſchiedene Offiziere, dabey gegenwärtig zu ſeyn. Sie kamen herbey mit einer groſſen Schaar Bewaffneter, mit fliegenden Fahnen und Feld-Muſik, ſtellten ſich vor meinem Hauſe in Ordnung, und nahmen das Gewehr zum Fuß. Die Abgeordneten wurden von meinen Offizieren empfangen, und zu mir hereingeführt. Nach der erſten Begrüſſung ließ ich ihnen niedrige Stühle hinſetzen, welches hier bey feyerlichen Gelegenheiten Gewohnheit iſt. Alle ſezten ſich, aber Rasſangur hielt ſtehend folgende wörtlich überſezte Rede:

„Geſegnet ſey der Tag, der dich der Welt gab, geſegnet ſeyen deine Eltern, die Sorge für deine Kindheit trugen, und geſegnet ſey die Stunde, in der du deinen Fuß auf unſre Jnſel ſezteſt. Die Oberhäupter der Malgagoſen, deren Herzen du gewonnen haſt und die dir mit Treue zugethan ſind, ha-

ben erfahren, daß der franzöſiſche König einen andern an deine Stelle ſchicken will, und daß er zornig auf dich iſt, weil du dich geweigert haſt, uns zu ſeinen Sklaven zu machen. Sie ſind daher zuſammen gekommen, und haben gemeinſchaftlich entſchieden, wie ſie handeln wollten, wenn diß wahr wäre. Ihre Liebe und Zuneigung zu dir nöthigen mich jezt, dir das Geheimniß deiner Geburt und deine Rechte über diß unermeßliche Land zu entdecken, deſſen Völker dich anbeten. Ja ich, Rasfangur, den man für den einzigen lebenden Abkömmling der Familie des Ramini hielt, habe dieſem heiligen Rechte entſagt, um dich für den einzigen wahren Erben des Ramini zu erklären. Der Geiſt Gottes, der über unſerer Kabarre herrſcht, bewog alle Oberhäupter und Hauptleute zu ſchwören, daß ſie dich für ihren Ampanſakabe (höchſtes Oberhaupt) erklären wollten. Sie werden dich nicht verlaſſen, ſondern dich mit Gefahr ihres Lebens gegen alle Gewaltthätigkeiten der Franzoſen ſchützen.„

Nach dieſer Erklärung ſezte ſich Rasfangur, und Kaul ſtand auf, und redte in gleichem Ton. Am Ende baten ſie mich einmüthig, ihnen auf den folgenden Tag eine allgemeine Zuſammenkunft zu bewilligen, und nicht mit meinen Soldaten und Offizieren, ſondern in Begleitung der mir von der Nation zugegebenen Leibwache von 1200 Kriegern zu erſcheinen. Ich verwilligte ihnen alles, dankte mit gerührtem Herzen für ihre Liebe gegen mich, und verſprach, mich derſelben würdig zu machen. Sie waren vergnügt über meine Antwort, und warfen ſich alle vor mir nieder, ehe ſie mich verlieſſen, welches noch kein Oberhaupt vorher

gethan hatte. Kaum waren dieſe fort, ſo kamen drey von meinen Offizieren mit 50 Mann, und erklärten:

„Da ſie wüßten, was man auf Isle de France für Maasregeln gegen mich ergriffen, ſo wären ſie entſchloſſen, lieber ihr Leben aufzuopfern, als mich von der Inſel zu laſſen. Da ſie mit Eingebornen verbunden wären, ſo wollten ſie ihren beſtändigen Wohnplatz auf der Inſel nehmen, und bäten mich daher, ſie nicht länger als Soldaten, ſondern als mir ergebene Unterthanen anzuſehen.„

Dieſer Antrag von Offizieren von ausgezeichneten Verdienſten machte mich noch mehr verlegen; vergebens ſtellte ich ihnen die Folgen dieſes Schritts vor; ſie erinnerten mich dagegen an das treuloſe Betragen des Miniſters gegen mich und an die Kabalen der Befehlshaber auf Isle de France, die ſogar die Eingebornen aufgehezt hätten, uns zu ermorden. Da ich ſahe, daß ich ſie von ihrem Entſchluß nicht abbringen konnte, bat ich ſie, blos ihren Dienſt ordentlich zu verrichten, und verſprach, ihnen ihren Abſchied auszuwirken.

Der folgende Morgen des 17ten Auguſts war die zum Kabar beſtimmte Zeit. Um 9 Uhr kamen alle Oberhäupter, 62 an der Zahl, mit allen ihren Leuten, und wurden von mir unter Ablöſung von 21 Kanonen empfangen. Ihr Gefolge bildete einen Kreis, in deſſen Mitte ſie mit mir waren, und Mononganor ſprach zuerſt folgendermaſſen:

„Wir Fürſten und Hauptleute, die hier verſammelt ſind, und die ganze Nation vorſtellen, ſind durch dein Erbrecht, deine Klugheit und deine Liebe gegen uns bewogen worden, dich zu unſerm

Ampanſakabe zu erklären, und bitten dich, dieſen Titel und Rang anzunehmen, unter der Verſicherung, daß du Treue, Zuneigung und Beſtändigkeit in unſerm Herzen finden wirſt. Antworte uns!

Ich ſtand hier auf, und erwiderte: daß der Eifer, den mir die ganze Nation für ihr Wohl beymeſſe, mich bewege, ihr Anerbieten anzunehmen, unter der theuren Verſicherung, ſo viel in meinen Kräften ſtehe, zur Beglückung der Nation beyzutragen. Und dieſe, fügte ich bey, werde in kurzer Zeit auf einen hohen Grad gebracht werden können, wenn ſie Friede und Einigkeit unter ſich hielten, ihre geſegneten Ländereyen zweckmäßig benuzten, und den Handel auf einen vortheilhaften Fuß ſezten. So wie ich meine Rede geendiget hatte, lieſſen die Oberhäupter meine Ernennung dem Volk bekannt machen, worauf Salven aus Musketen erfolgten, die über eine Viertelſtunde dauerten. Sobald es wieder ruhig war, ſtand Sauſe, eines der mächtigſten Oberhäupter auf, und bat mich im Namen ſeines Volks, den Dienſt des Königs von Frankreich zu verlaſſen, und diß allen meinen Leuten zu erlauben, die auf Madagascar bleiben wollten. Ferner möchte ich erklären, welche Provinz ich zu meinem Aufenthalt wählen wollte, damit ſie dort eine Stadt bauen könnten. Ich willigte in die beyde erſten Punkte, mit dem Beyſatz, daß ich erſt die Ankunft der königl. Kommiſſarien abwarten müſſe. Was die Stadt betreffe, ſo erklärte ich, daß ſie am beſten mitten auf der Inſel erbaut würde, damit ich ſo nahe als möglich bey jeder Provinz wäre. Meine erſte Pflicht, ſezte ich bey, würde ſeyn, gute Geſetze zu geben, das Land gegen auswärtige Anfälle zu ſichern, und durch Verbeſſerung des

Landbaues den Handel in den blühendſten Zuſtand zu ſezen. Ich rechnete dabey auf die Unterſtüzung der Oberhäupter, von denen ich einige zu Räthen andere zu Befehlshabern in den Provinzen und beym See- und Landdienſt anſtellen würde. Dieſe Rede veranlaßte viele Fragen, und es koſtete mich viele Mühe, ihnen meine Geſinnung deutlich zn machen. Wie ſie aber meine Meynung einzuſehen anfiengen, warfen ſich mir viele zu Füſſen, und dankten mir, daß ich ihnen den Wunſch eingeflößt hätte, mich zu ihrem Ampanſakabe zu ernennen. Rasſangur endigte dann den Kabar mit dem Vorſchlag, daß jezt blos zwiſchen mir und den Oberhäuptern ein Eyd geleiſtet werden, und dieſer nachher öffentlich wiederhohlt werden ſoll, ſobald ich die Europäiſchen Dienſte verlaſſen hätte. Dieſer Eyd ward geleiſtet, und um ihn noch heiliger zu machen, durch den Bluteyd beſtätiget. Man öfnet dabey die Haut auf der linken Bruſt mit einem Scheermeſſer, und jeder von den Umſtehenden ſaugt einen tropfen Blut von dem, der zum Oberhaupt erwählt iſt, wobey ſchreckliche Flüche gegen den Eydbrüchigen ausgeſtoſſen werden. Dann hoben wir den Kabar auf. Als ich bey den Truppen vorbey kam wurden die Fahnen geſenkt, die Truppen hatten die Gewehre niederhängen, und legten die linke Hand auf die Bruſt zum Zeichen der Treue. Für die verſammelte Truppen, deren gegen 11000 Mann waren, ließ ich 20 Ochſen ſchlachten und 12 Fäſſer Brandtewein austheilen; die Oberhäupter aber bewirthete ich beſonders. Gegen Abend kamen gegen 1200 Frauen und Mädchen, wünſchten mir Glück, und beluſtigten ſich dann mit Tanzen. Ich ließ unter ſie Schnuptücher, Bänder und Brandtewein mit Zucker austheilen.

Den andern Tag ward beſchloſſen, daß alle Oberhäupter mit ihren Leuten nach Hauſe gehen, aber Sanſe allein mit 3000 Mann zurückbleiben ſoll, die meinen Befehlen unterworfen waren. Dieſe Vorſicht ſchien mir um ſo nöthiger, da mich ein Kaufmann von Foulpoint verſicherte, daß man auf Isle de France öffentlich davon ſpreche, daß man mich in Verhaft nehmen und nach Hauſe ſchicken werde, um mir den Prozeß zu machen. Dieſe Auſſage beſtätigte ſich bald durch einen Brief, den ich von einem guten Freund erhielt, worinn mir dieſer ſchrieb, daß die Herren Bellecombe und Chevreau am Bord der Fregatte la Conſolante ſchon zu Isle de France angekommen wären, und den Befehl hätten, mich nach Europa zu bringen. Die Zuneigung der Einwohner machte mich zwar in dieſer Rückſicht ruhig, aber dieſe Maasregeln des Miniſters brachten mich ſo auf, daß ich mich entſchloß, meine Stelle niederzulegen, um meinen Freunden deſto beſſer dienen zu können. Den 21ten gieng auch wirklich, wie ich von Louisburg aus ſehen konnte, die Fregatte la Conſolante bey der Inſel Aiguillon vor Anker, und 2 Stunden nachher empfieng ich einen gemeinſchaftlichen Brief von den Herren Bellecombe und Chevreau, worinn ſie mir meldeten, daß ſie als königliche Befehlshaber nach Madagascar kämen, und zugleich einen Befehl im Nahmen des Königs, an Bord zn kommen. Das lezte verweigerte ich, erklärte aber, daß ich bereit ſey, nach dem Befehl des Königs ihnen die Niederlaſſung zu übergeben. Zugleich ſchrieb ich an H. Bellecombe und bat ihn ohne alle Furcht aber auch ohne ſeine Truppen ans Land zu kommen. Er ließ ſich dieß gefallen mit dem Beyſaz, daß er dieſen Schritt nicht thun würde, wenn er alles glaubte, was er von mir

gehört hätte. Den folgenden Tag kamen beyde Herren ans Land, und übergaben mir ein Papier, das 25 Fragen enthielt, die ich beantworten ſollte. Der übrige Theil des Tages gieng unter verſchiedenen Geſprächen, die Niederlaſſung, betreffend hin; ſie beſahen nachher das Fort, die öffentlichen Gebäude und das Krankenhaus, unterſuchten die Rechnungen, und hörten meinen Bericht den Kriegsdienſt betreffend. Den 27ſten gaben mir die Kommiſſarien ein Papier, worin ſie mein bisheriges Betragen und die Rechnungen billigten, und ſtellten einen Schein auf 115000 Livres aus, die ich dem Schaz vorgeſchoſſen hatte. Den Tag darauf legte ich meine Stelle in die Hände des Herrn Bellecombe nieder, und übergab dem Herrn Sanglier den Befehl über die Truppen.

Den 29ſten giengen die Kommiſſarien aufs Schiff, und ſchickten mir den Befehl zu, blos auf die Erhaltung der Niederlaſſung Rükſicht zu nehmen, und die übrigen Arbeiten und Verhandlungen einzuſtellen, bis neue Befehle vom Hof kämen. Da ich meine Stelle abgelegt hatte, ſchickte ich dieſen Brief an Herrn Sanglier, und erklärte den Kommiſſarien, daß ich nichts mehr mit der Niederlaſſung zu thun haben, aber die Abſichten der Regierung durch die Dienſte, die ich ihr bey dem Eingebohrnen leiſten könne, befördern wolle. Sie antworteten mir wieder, daß ſie meine Abdankung für jezt nicht annehmen dörfen, und ich meine Pflichten bis auf weitere Befehle erfüllen ſolle. Sie ſegelten dann ab nach Foulpoint, und ich erfuhr nichts von ihren dortigen Verrichtungen. Einige Tage nachher kamen Abgeordnete von den Truppen und Herr Sanglier, und baten mich, die Befehlshaberſtelle wieder zu übernehmen, widrigenfalls ſie ſich für unabhängig erklären

und mit den Eingebornen verbinden würden. Zum Nuzen Frankreichs entſchloß ich mich dazu, um einer völligen Empörung gegen allen franzöſiſchen Einfluß zuvorzukommen, doch mit dem Beyſaz, daß ich mich weiter nicht zum franzöſiſchen Dienſt verpflichtet haben wolle. Da nun verſchiedene Oberhäupter hörten, daß ich die franzöſ. Dienſte verlaſſen hätte, baten ſie mich, den Eyd als Ampanſakabe zu ſchwören, und beſtimmten dazu den 10ten October. Ehe dieß geſchahe, ließ ich einen Kabar zuſammenrufen, und bezeugte, daß ich zwar die Dienſte des Königs verlaſſen habe, aber nun eine aufrichtige Erklärung von ihnen fordere, ob ſie die Fortſezung oder Aufhebung der Niederlaſſung wünſchten und verſprach, ihre Entſcheidung darüber dem König vorzulegen. Sie antworteten nach einer kurzen Berathſchlagung:

„Willſt du den Franzoſen wohl, ſo ſchreib ihrem König, daß wir ihm unſere Freundſchaft anbiethen, aber wir wünſchen unter deinen Befehlen zu leben. Du biſt unſer Vater und Herr. Wann dich aber die Franzoſen haſſen, ſo wollen wir ſie auch haſſen, und ihre Feinde ſollen unſere Freunde ſeyn. Uebrigens bitten wir dich uns zu verſprechen, daß du uns mehr zugethan ſeyn wolleſt, als den Franzoſen.“

Ich verſprach mein Leben bey ihnen zuzubringen, und ſie, mir zu gehorchen. Soviel Liebe und Freundſchaft ich von den Einwohnern Madagascars genoß, und ſo unabhängig ich mich in kurzer Zeit hätte machen können, ſo wenig hielt ich dieß meiner Ehre und dem Vortheil der Völker gemäß, die mich zu ihrem Regenten erwählt hatten. Ich entſchloß mich, ſobald ich eine Art von Regierungsform auf der Inſel errichtet haben würde, in Frankreich perſönlich Bericht von meiner Nie-

derlaſſung abzuſtatten, und irgend einen mächtigen Freund für Madagascar zu ſuchen.

Der 10te October kam, und ſeine Feſtlichkeit kündigte ſich an durch eine dreyfache Salve aus den Kanonen. Mit Anbruch des Tages hohlte mich Rasfangur mit 6 der erſten Oberhäupter ab, und begleiteten mich nach der Ebene, wo 30,000 Bewafnete einen Kreis um uns ſchloſſen. Die Oberhäupter befanden ſich an der Spize ihrer Völkerſchaften, und die Frauensperſonen waren außerhalb des Kreiſes. Dann hielt Rasfangur folgende Rede:

„Gelobet ſey Sananhar, der zu ſeinem Volk zurückkehrt! geſegnet ſey das Geſez unſerer Väter, das uns einem Oberhaupt, aus Raminis Blute entſproſſen, zu gehorchen befiehlt! ſeit wir dieſes Oberhaupts beraubt waren, lebten wir wie wilde Thier, mordeten unſere Brüder, und ſtarben durch ihr Schwert. Taub gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Billigkeit verlieſſen wir den Weg der Tugend, und wurden, geſchwächt durch Uneinigkeit, immer die Beute der Stärkern. Dieſem Unheil zu entgehen, und die Gunſt Sananſars wieder zu gewinnen, müßt ihr, Brüder, das Geſez eurer Väter befolgen, welches befiehlt, einem Abkömmling Raminis zu gehorchen. — Hier ſtelle ich ihn vor — ich gebe ihm dieſen Pfeil, damit er der einzige Ombiaſſobe ſey, wie Vater Ramini es war. Hört auf meine Stimme, ihr alle, die ihr hier ſeyd! es iſt das Geſez des Blutes unſerer Väter! erkennt den Ampanſakabe! unterwerft euch ihm, liebt ihn, ehret ſeine Geſeze, und ihr werdet glücklich ſeyn.“ Dann kehrte er ſich zu mir, und ſprach: „Und du, würdiger Abkömmling aus Raminis Blu-

te,

te, flehe den Beyſtand Gottes an, der dich mit ſeinem Geiſte erleuchtet. Sey gerecht, liebe deine Völker als deine Kinder, laß ihr Glück das deinige ſeyn, und ſey kein Fremdling gegen ihre Bedürfniſſe und Unglücksfälle!"

Als er ſeine Rede geendiget hatte, gab er mir den Pfeil, warf ſich vor mir nieder, und mit ihm alle Oberhäupter und das ganze Volk. Ich antwortete dann:

„Lange lebe das Blut des Ramini! lange lebe das Volk von Madagascar! lange leben ihre Oberhäupter! und lange erhalte uns der Schöpfer Himmels und der Erde!"

Das Volk machte ein Freuden-Geſchrey und ſtand auf. Ich fuhr fort zu reden, verſicherte ſie, gerührt durch die ſprechende Beweiſe ihrer Zuneigung gegen mich, meiner Liebe, Treue, Gerechtigkeit und Vorſorge, und rief die Oberhäupter auf, mir mit ihrem Rath zum Beſten des Volks beyzuſtehen. Ich wollte meine Rede fortſezen, als mich Rasfangur unterbrach, und jeden Stand der Anweſenden den Eyd ſchwören zu laſſen bat. Ich ward zuerſt zu den Rohandriern geführt, wo ich einem Ochſen den Hals abſchnitt, und dabey den Opfereyd ausſprach. Jeder verſchluckte einen Tropfen Blut, und verwünſchte ſich und ſeine Kinder, wenn ſie mir ungetreu würden. Dann gieng ich in den Kreiß der Anakandrier, wo ich zwey Ochſen ſchlachtete, und der nehmliche Eyd wiederhohlt ward; und ſo gieng ich durch alle Klaſſen des Volks. Als ich bey allen herum war, gieng ich in den Kreiß der Rohandrier zurück, und wir

ſchwuren uns gegenſeitig den Blutеyd. Als die ganze Feyerlichkeit vorbey war, kündigten die Oberhäupter auf einen Augenblick Ruhe an, um den Geiſt Gottes anzuruffen, und Sananhar für ſeine Güte zu danken; und dann bewirthete ich die Oberhäupter. Des Abends kamen beynahe 300 Frauensperſonen, und verlangten, meiner Frau einen Eyd abzulegen, und ihrem Ausſpruch in Allem zu gehorchen, worein ſich Männer eigentlich nicht zu legen hätten. Dieſe Feyerlichkeit geſchah beym Mondſchein und durch Tänze. Den andern Tag übergaben mir ſämtliche Oberhäupter eine ſchriftliche, durch Eyde verſiegelte Erklärung, mich für den Ampanſakabe zu erkennen, und meinen Befehlen unbedingt zu gehorchen, die im Namen des Volks von Hiavi, König des Oſtens, von Lamboning, König des Nordens, und von Raſfangur, Rohandrier der Sambariven und den übrigen Oberhäuptern unterzeichnet war. Den folgenden Tag war wieder volle Verſammlung, wo ich einen Plan zur Stiftung einer neuen Regierungsform vorlegte. Ich ſtellte die Nothwendigkeit vor, einen hohen Rath zu ernennen, deſſen Mitglieder aus Indiſchen oder Europäiſchen Rohandriern und Anakandriern beſtünde, die als Gouverneure der Provinzen, als Oberaufſeher der Handlung, der Rechtspflege, der Finanzen, des Landbaues und der Kriegs- und Seedienſte angeſtellt werden ſollten. Mit Zuziehung dieſes Raths ſollte der Ampanſakabe einen bleibenden Stadtrath errichten, der auf die genaue Ausführung der Befehle des hohen Raths zu wachen hätte. Außer dieſen müßten noch Provinzialräthe aufgeſtellt werden. Der höchſte Rath ſollte mit ſtrenger Gerechtigkeit alle Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Rohandriern und Provinzen ſchlichten,

und immer darauf ſehen, die Freyheit der Madagaſſen zu ſchüzen, und Fleiß, Wohlſtand und den Handel aufs möglichſte zu befördern. Nachdem ich aufgehört hatte zu reden, brachen ſie einmüthig in ein Freudengeſchrey aus, und gaben mir unumſchränkte Vollmacht, alles zum Beſten des Volks nach meinem Gutbefinden zu veranſtalten.

Den 13ten ſtellte ich den Mitgliedern des Raths vor, daß es äuſſerſt vortheilhaft ſeyn würde, Handels- und Freundſchafts-Verbindungen mit dem König von Frankreich oder einer andern Europäiſchen Macht zu ſchlieſſen, und Europäiſche Künſtler und Handwerker auf die Inſel zu ſchaffen. Ich erbot mich, zu dieſem Endzwek ſelbſt eine Reiſe nach Europa zu machen. Der alte Rasfangur widerſezte ſich allein dem leztern Vorſchlag, und rief ſeine Leute auf, mich davon abzuhalten, weil er im Geiſt vorherſähe, daß ich in Europa meinen Tod finden würde. Allein ich hieng zum Unglück meinen Grundſäzen zu ſehr an, als daß ich mich von meinem Vorhaben hätte abwendig machen laſſen. Die folgende Tage beſchäftigte ich mich immer noch mit Einrichtung der neuen Staats-Verfaſſung; errichtete auch eine ſtehende Armee von 12 Kompagnien, jede von 150 Mann, zu deren Befehlshaber ich den Rohandrier Sanſe ernannte.

Den 20ſten waren die Angelegenheiten der Nation in Ordnung gebracht; ich machte daher wieder Vorſchläge zu meiner Abreiſe, und ſie ertheilten mir Vollmacht, zum Beſten der Nation Traktaten mit Frankreich oder einer andern Europäiſchen Macht zu ſchlieſ-

ſen, und erfahrne Männer in Wiſſenſchaften und Gewerben mit nach Madagascar zu nehmen. Sie verſprachen dabey, während meiner Abweſenheit die vorgeſchriebene Regierungsform beyzubehalten, keine Fremde auf die Inſel zu laſſen, und wenn ich in anderthalb Jahren nicht wieder zurückkehrte, die franzöſiſche Niederlaſſung auf der Inſel nimmer weiter zu dulden. Dagegen begehrten ſie von mir, ihnen zuweilen Nachrichten von meinem Wohlbefinden zu geben. Dieſe Beſchlieſſungen wurden mit dem Blut-Eyde beſtättiget, und dann brach die Verſammlung in laute Wehklagen aus; beſonders ſtellte Rasfangur die mir drohende Gefahr mit den rührendſten Ausdrücken vor, und beſchwur mich, die Inſel nicht zu verlaſſen; allein mein Entſchluß war gefaßt. Ich bat noch die Verſammlung, in meiner Abweſenheit Rasfangur und in ſeiner Abweſenheit oder wenn er etwa ſterben ſolte, Sanſe als Oberhaupt des höchſten Raths anzuerkennen. Nach dieſen Verhandlungen ward ein groſſes Feſt gegeben, an dem über 40,000 Menſchen Antheil nahmen.

Den 14ten December gieng ich begleitet von den Thränen und Segens-Wünſchen einer unzähligen Menge an Bord der Brigantine, Bel Arthur. Alle weinten, und ich fühlte im innerſten meines Herzens den groſſen Schmerz der Trennung von lieben Freunden. Nachmittags gieng ich unter Seegel nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, von wo aus ich auf einem andern Schiff nach Frankreich zu fahren beſchloſſen hatte.

So weit geht das von dem Grafen ſelbſt geſchriebe- ne Tagbuch; die Geſchichte ſeiner ferneren Schickſale hat Herr Nicholſon, der Engliſche Herausgeber der Begebenheiten des Grafen Benjowsky, aus verſchie- denen zerſtreuten Nachrichten zuſammengeſezt, und als Vorrede dem Werk beygefügt. Aus dieſer Quelle neh- me ich folgendes:

Der Graf kam glücklich nach Frankreich; fand hier aber nicht die Aufnahme, und nicht die Behand- lung, die er gewünſcht und erwartet hatte. Ueber- drüſſig der Verfolgungen und Kabalen, denen er ſich von Seiten des franzöſiſchen Miniſteriums immer aus- geſezt ſahe, verließ er Frankreich, und gieng in Kay- ſerliche Dienſte. In dieſen blieb er nur zwey Jahre, weil er bald merkte, daß Se. Kayſerl. Majeſtät ihn in Ausführung ſeines Plans nicht unterſtüzen wollte. Hierauf machte er dem König von England den Vor- ſchlag, die Oberherrſchaft von Madagascar zu über- nehmen, doch ſo, daß er ſich in die innern Angelegen- heiten der Inſel nicht miſchen ſollte. Er verſprach im Nahmen der Madagaſſen den Engländern bey ihren Kriegen in Indien 5000 Soldaten und 2000 Seeleute zu liefern, die königl. Flotten mit Lebens-Mitteln zu verſehen, blos Engliſche Waaren einzuführen, und jährlich ſtatt des Tributs eine gewiſſe Summe an ei- nen der Königl. Prinzen zu bezahlen. Dagegen begehr- te der Graf von den Engländern für die Madagaſ- ſen, im Fall ſie von auswärtigen Feinden angegriffen würden, Waffen, Schiffe und Kriegs-Vorrath, und für jezt einen Vorſchuß von 3 mit Waaren und Kriegs- Vorrath befrachteten Schiffen am Werth von 50,000

Pfund Sterling, welche Summe er nach Verlauf von vier Jahren nebſt den Zinſen heimzubezahlen verſprach. Dieſe Vorſchläge überreichte er den 25. Dec. 1783 dem Engliſchen Miniſterium, welches ſie aber nicht annahm. Den 14. April 1784 reiste er mit ſeiner Familie und ſeinen Mit-Unternehmern von London nach Maryland ab, in der Hoffnung, die Americaner zu einem Handel mit Madagascar zu gewinnen. Den 8. Julius kam er zu Baltimore an, und bewog ein anſehnliches Handels-Haus daſelbſt, an ſeinem Handlungs-Plane Theil zu nehmen, und erhielt von dieſem ein Schiff von 450 Tonnen, welches 20 ſechspfündige Kanonen und 12 Drehbaſſen führte. Er ſegelte damit den 25. October ab, nachdem jeder an Bord ſich eydlich verpflichtet hatte, den uneingeſchränkten Befehlen des Grafen zu gehorchen, obgleich die Baltimoriſchen Kaufleute zu ſeiner Hülfe einen Kapitain ernannt hatten. Ihre Beſtimmung war nach dem Hafen S. Auguſtin auf der Oſt-Küſte der Inſel Madagascar, wo ſie einen Handlungs-Plaz anlegen wolten. Für dieſes Unternehmen verſprachen ſie ſich einen deſto glücklicheren Erfolg, weil ſie aus der Verbindung des Grafen mit den Einwohnern daſelbſt groſſe Vortheile zu ziehen hofften. Die Familie des Grafen blieb in Amerika zurück, weil ſeine Gemahlin ſchwanger war.

Den 7ten Julius 1785. ankerten ſie in der Bay bey Antengare, etwa 10 See-Meilen Südweſtlich am Vorgebirg S. Sebaſtian, wo ſie ihre Ladung ausluden, indem des Grafen Abſicht war, über Land nach der Bay Antongil zu gehen, wo das Schiff wieder zu ihm ſtoſſen ſolte. Aus Briefen erhellt, daß hier

Lambouing, König des Nordiſchen Theils von Madagascar und der König der Seklavern zu dem Grafen kamen, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen, und neben ihm ihr Lager aufſchlugen. Nach dem Zeugniß des Schiffers hörte man den 1. Auguſt Nachts, da das Schiffboot zum Schiff zurückgebracht war, ein heftiges Feuern an dem Ort, wo der Graf ſein Lager aufgeſchlagen hatte, und ſahe des Morgens kein Zeichen von weiſſen Menſchen am Ufer mehr, auch waren alle ihre Habſeeligkeiten bey Seite geſchaft. Das Schiff ſeegelte dann weiter, weil man den Grafen mit ſeinen Leuten von den Eingebohrnen abgeſchnitten glaubte. Eine andere Nachricht erzehlt, daß das Schiff in Angeſicht derer, die am Ufer waren, zu ihrem groſſen Erſtaunen fortgeſegelt ſey, und ſezt bey, daß der Graf 10 Tage nach der Abreiſe des Schiffs ſich auf den Weg nach Angoutci machte; und mit einer beträchtlichen Anzahl bewafneter Einwohner, die ihn für ihren Befehlshaber anerkannten, Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen anfieng, und ihnen ihr Vorrathshauß wegnahm.

Hier beſchäftigte er ſich mit Erbauung einer Stadt, und ſchickte einen Haufen Leute aus, um die franzöſiſche Facktorey zu Foul Point zu erobern. Als ſie ankamen, erblickten ſie eine Fregatte vor Anker, die ſie von der Ausführung ihres Vorhabens abhielt. Die Regierung von Isle de France ergriff ernſtliche Maasregeln gegen dieſe gegen ſie verübte Feindſeligkeiten, und ſchikte ein Schiff mit 60 Mann nach Madagascar, die den Grafen den 23. May 1786. angrieffen. Er hatte eine kleine Redoute aufgeworfen, die mit

zwey Kanonen beſezt war, worinn er den herankommenden Feind erwartete. Die Schwarzen flohen bey dem erſten Feuer, und Benjowsky ward von einer Kugel in die rechte Seite der Bruſt getroffen und fiel hinter die Bruſtwehr. Die Feinde zogen ihn an den Haaren hervor, und wenige Minuten darauf ſtarb er. So endigte ſich das Leben und die Abendtheuer des Grafen Benjowsky, eines Mannes voll Thätigkeit und Feuer, abgehärtet gegen alle Ungemach, und gewohnt allen Gefahren Troz zu bieten. Natur und Erziehung hatten ihn gebildet, zu überreden, zu befehlen und zu zwingen, und ihm die groſſe Kunſt beygebracht, ſich unvermerkt der Zuneigung der Menſchen zu bemächtigen. Dieſe Eigenſchaften machten ihn dem Menſchen-Kenner merkwürdig, und ſeine Schickſaale verdienen der Nachwelt aufbehalten zu werden.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

H

Benjowsky

Benyovszky, Móric Ágost Aladár,

Schiksale und Reisen von ihm selbst beschrieben

Tübingen 1791

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 188
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250789-8
VD18 12366730-001